

ELiS_e

[e'li:zə]

<Essener Linguistische Skripte_elektronisch>

Rüdiger Brandt

Rechtschreibung und Kontexte:

Otfrid, Notker, Jan Hus

*Faszination
Sprache*

elise@uni-essen.de

<http://www.elise.uni-essen.de>

Rechtschreibung und Kontexte: Otfrid, Notker, Jan Hus

Rüdiger Brandt (Duisburg-Essen)

Im Laufe meiner Essener Tätigkeit habe ich festgestellt, dass Prüfungen für Prüfer oft einen nicht zu unterschätzenden Lerneffekt besitzen – jedenfalls möchte ich das für mich selbst durchaus behaupten. In der Praxis hatte sich zwischen meinem Freund und mediävistischen Kollegen Kurt Otto Seidel und mir eine Aufgabenteilung dergestalt herausgebildet, dass wir zwar in altgermanistischen Prüfungen beide nach Bedarf und/oder Wahl des Prüflings für literatur- und sprachwissenschaftliche Themen zuständig waren, bei nicht altgermanistischen Themen dagegen eher für Sprach- und ich für Literaturwissenschaftliches. In Staatsexamina habe ich daher oft mit Claudia Benholz, Rupprecht S. Baur, Eva Lipkowski, Ulrich Schmitz und, wodurch auch immer bedingt, am häufigsten – meist auch am längsten hintereinander ... – mit dem Adressaten dieser Festschrift zusammen geprüft.¹ Ungefähr drei Viertel der Prüfungen mit Karl-Dieter Bünning waren solche von Primarstufenstudierenden (wie sie bis 2003 noch hießen, bevor ministerialbürokratischer Wahnwitz sie in der Gruppe der sog. „GHR“-Lehrer/innen aufgehen ließ). Als Mediävist stets in der Gefahr stehend, in Bezug auf die Gegenwart Bodenhaftung zu verlieren, war ich immer dankbar dafür, dass in solchen Prüfungen durch das Mitverfolgen linguistischer Fragen und Diskussionen altes Wissen bei mir aufgefrischt, aktualisiertes und neues Wissen indirekt an mich weiter vermittelt wurde; der Dank geht natürlich nicht nur an meine linguistischen Kolleginnen und Kollegen, sondern zu einem großen Teil auch an die Prüflinge.

Phonem-Graphem-Beziehungen: Verständnis für Schwierigkeiten

Die Studierenden für das Lehramt an Grundschulen sollen während ihres Studiums auf die Vermittlung zweier grundlegender Kulturtechniken moderner Gesellschaften an Kinder vorbereitet werden: Ihre zukünftigen Schülerinnen und Schüler lernen bei ihnen das Schreiben und Lesen. *Das* Schreiben- und Lesenlernen schwierig ist, weiß man; *wie* schwierig es in vielen Fällen ist, weiß man auch; beides merkt man aber zunächst immer nur an den Symptomen – an ‚Fehlern‘. Zu den Aufgaben von Lehrer/inne/n gehört es, das Entstehen solcher Fehler zu verhindern. Um dies erfolgreich leisten zu können, muss man sich zunächst darüber klar werden, wie und wodurch Fehler überhaupt entstehen. Eine der gravierendsten Ursachen für Fehler beim Schreiben und Lesen liegt in der Schwierigkeit der Zuordnung von Graphemen zu Phonemen und umge-

¹ Für alle diese Kolleg/inn/en – und die aus der Literaturwissenschaft ebenso – gilt übrigens, dass Prüfungen mit ihnen stets auch klimatisch angenehm waren (was ja durchaus keine Selbstverständlichkeit sein soll!). Karl-Dieter Bünning hat mir freilich einmal eine Faksimileausgabe des *Hildebrandsliedes* als Schreibunterlage für den Protokollbogen angeboten, was ich ihm jedoch nach dem nötigen *ex officio*-Protest gegen ein solches Sakrileg sofort verziehen habe in Anbetracht der Tatsache, dass er als Nicht-Mediävist so etwas Schönes in seinem Besitz hat.

kehrt. Dass diese Zuordnung nicht problemlos funktioniert, dass sie nicht ‚leicht‘ ist, liegt einerseits an dem für Erstlerner zunächst erforderlichen Abstraktionsaufwand, der nötig ist, um ein in seiner lautlichen Bedeutung nur durch Konvention festgelegtes Schriftzeichen zu entschlüsseln bzw. einen Laut durch ein zunächst noch weitgehend kontextlos gelerntes Zeichen wiederzugeben. Darauf sind jedoch durchschnittlich begabte Lerner (was ‚durchschnittlich‘ ist, dürfte natürlich nicht weniger durch Konvention festgelegt sein) schon dadurch vorbereitet, dass sie bereits einen anderen, nicht minder aufwändigen Abstraktionsprozess durchlaufen haben – den Weg vom ‚Wort‘ zum ‚Sinn‘ nämlich, den das Erlernen von *Sprache* bedeutet.

Die Probleme der Phonem-Graphem-Zuordnung, die zu Fehlerquellen werden, sind dadurch bedingt, dass das den Lautschriften zur Verfügung stehende Graphemrepertoire unvollkommen ist:

1. Es gibt, selbst wenn man von der unverwechselbaren Intonation jedes menschlichen Individuums absieht, in allen Sprachen, die graphisch durch Alphabetschriften repräsentiert werden, mehr Laute als Grapheme.
2. Die lautliche Bedeutung einzelner Grapheme ist doppel- oder mehrdeutig (im Deutschen kann /s/ [z] oder [s] oder vor /t/ und /p/ [ʃ] bezeichnen, /e/ die Laute [e], [ɛ] und [ə]); dieses Problem wird durch die Übernahme von Schreibweisen aus anderen Sprachen (*Spaghetti*) und die Beibehaltung historischer Schreibweisen der eigenen Sprache (*Duisburg*, *Grevenbroich*) oft noch vergrößert.
3. Ein Laut kann durch mehr als ein Graphem repräsentiert werden (im Deutschen wird [ks] bezeichnet durch /x/ oder durch die Kombination /chs/, [ai] durch /ei/ oder /ai/, [s] durch /s/, /ss/, /ß/).
4. Manche Grapheme sind in bestimmten Kombinationen lautlich offenbar schwerer zu realisieren, wobei dann bei der Umsetzung von Lauten in Zeichen Unsicherheiten entstehen (vgl. etwa die Kombination /Vokalgraphem/ + /r/, bei der das /r/ in den meisten deutschen Dialekten nur schwach oder überhaupt nicht ausgesprochen wird, mit der umgekehrten Kombination /r/ + /Vokalgraphem/, bei der beide Grapheme sprachlich ausgeführt werden).

Wer Lesen und Schreiben lernt, *löst* solche Schwierigkeiten nicht; er *gewöhnt sich* nur an sie und wählt aus Erfahrung unter mehreren potenziell möglichen Lösungen das ‚Richtige‘; und so, wie der ursprünglich aufwändige Abstraktionsprozess beim Übersetzen von Lauten in Sinn zu automatisierten Erkenntnis- und Reproduktionsprozessen führt, ist dies auch bei der Umsetzung von Lauten in Zeichen und von Zeichen in Laute der Fall. Bemühungen um Ergänzungen eines etablierten Zeichensystems sind jedenfalls heute eher die Ausnahme und werden dann stets durch Probleme hervorgerufen, die jenseits von bloßen Phonem-Graphem-Zuordnungen liegen (vgl. die derzeitigen Forderungen der Kurden in der Türkei, das 29 Zeichen umfassende türkische Alphabet durch X, W und Q zu ergänzen, um von der neu eingeräumten Möglichkeit Gebrauch machen zu können, ihren Kindern kurdische Vornamen zu geben; s. Hermann, S. 10).

Nachvollzug von Schwierigkeiten: Das Erkenntnispotenzial historischer Forschung

Welche Schwierigkeiten die Aneignung von Schreib- und Lesefähigkeit bereitet, vergisst man sehr schnell, wenn man erst einmal Lesen und Schreiben gelernt hat. Das ist im Alltag sogar positiv; denn ein permanentes Bewussthalten der Schwierigkeiten könnte den erwähnten automa-

tisierten Erkenntnis- und Reproduktionsprozess empfindlich stören (so als ob man während des Autofahrens jedes Mal darüber reflektieren würde, ob das Gaspedal nun links oder rechts sitzt). An einer Reflexion über Art und Grad der Schwierigkeiten der Phonem-Graphem-Beziehungen kommt man aber dann nicht vorbei, wenn man z. B. mit anderen über entsprechende Probleme einen wissenschaftlichen Diskurs führt, wenn man das orthographische System einer Sprache gestaltend beeinflussen will – oder aber eben und vielleicht vor allem dann, wenn man andere im Lesen und Schreiben unterrichten muss.

In Zeiten, in denen an Schule und Hochschule Reformen und Reförmchen sich in atemloser Folge gegenseitig auf die Füße treten und in denen insbesondere ministeriell verordnete Reformen latent oder explizit stets mit dem Heilsanspruch vermittelt werden, mit ihrer Hilfe könne man schnell und wirkungsvoll alle Schwierigkeiten lösen, kommt historischen Rückblenden eine besondere Bedeutung zu. Wenn man etwa feststellt, dass es immer wieder Versuche gegeben hat, Schwierigkeiten zu lösen, ohne dass dies wirklich umfassend gelungen wäre, dämpft eine solche Kenntnis vielleicht zumindest ein bisschen die oft verselbständigte Reformeuphorie. Wenn man andererseits feststellt, dass die Brüder Grimm und ihre Zeitgenossen das praktiziert haben, was man heute ‚gemäßigte‘ Kleinschreibung zu nennen pflegt, weiß man, dass aus dieser Kleinschreibung nicht, wie manche zu befürchten scheinen, der Untergang des Abendlandes resultieren würde. Vor allem aber führen historische Rückblicke zu der Erkenntnis, dass Wissenschaft ohne eine historische Dimension nur schwer auskommt: Da man sich selbst nicht über die Schulter sehen kann, benötigt man, um die Standards der eigenen Gesellschaft beurteilen zu können, Kontrastwissen. Dazu muss man sich Kenntnisse aus anderen Kulturen verschaffen – oder eben aus vergangenen Epochen der eigenen Kultur. Sinn der folgenden Darlegungen ist es, anhand von mittelalterlichen Beispielen zu zeigen, dass erst im engeren oder weiteren Sinn gesellschaftliche Kontexte zu Bemühungen um Rechtschreibungsregeln geführt haben. Daran schließen sich einige kurze Überlegungen dahingehend an, ob Erkenntnisse über den Zusammenhang zwischen Rechtschreibung und gesellschaftliche Kontexte zur Erklärung gegenwärtiger Phänomene beitragen können.

Mittelalterliche Perspektiven

Im Mittelalter deckte in vielen Ländern Europas Schriftlichkeit zunächst nur einen schmalen Bereich der gesellschaftlichen Kommunikation ab. Schriftlichkeit wurde oft erst importiert im Gefolge der christlichen Missionierung. Das Christentum ist wie die jüdische Religion und der Islam eine ‚Buchreligion‘, d.h. eine Religion, deren wesentliche Glaubenssätze, Normen und Lehren schriftlich fixiert sind. Für die Personen, die diese Religion ‚verwalten‘, ihre Lehren weitervermitteln, über die Auslegung der schriftlich fixierten Lehren diskutieren, gehören Schreiben und Lesen also zu den unverzichtbaren Fähigkeiten, die zur Ausübung ihres Amtes notwendig sind. Die religiös maßgeblichen Schriften waren in Hebräisch, Griechisch, Lateinisch aufgeschrieben, in Sprachen aus bereits verschriftlichten Gesellschaften, die dafür Schriftsysteme benutzten, die an die Spezifika der jeweiligen Sprache angepasst waren. Natürlich gab es auch dort die prinzipiellen Probleme der Phonem-Graphem-Zuordnung; aber diese Schwierigkeiten waren auf Grund einer langen Verwendungsdauer sozusagen habitualisiert, so dass sie weitgehend nur noch theoretisch existierten, in der Praxis aber kaum Probleme bereiteten. Das Bedürfnis nach *volkssprachlicher* Schriftlichkeit entstand in allen christianisierten Kulturen, die vorher schriftlos waren, vor allem aus der Absicht der Kleriker, religiöse Texte in einer Form an die Laien zu vermitteln, in der sie von diesen verstanden werden konnten. *Lesen* können hätten diese Laien sol-

che Texte nicht; wenn diese also von den Klerikern schriftlich aufgezeichnet wurden, dann sind diese Schrifttexte nur eine Zwischenstation auf dem Weg in die erneute Mündlichkeit – denn sie wurden dem illiteraten Laienpublikum vorgelesen oder auswendig vorgetragen. Aber es ist bezeichnend, dass die Kleriker, die Übersetzungsarbeit leisteten, ihre Übersetzungen vorher selbst schriftlich fixierten, um sich des Geleisteten zu versichern; dadurch kommen Volkssprache und Schriftlichkeit in direkten Kontakt.

Viele Sprachen wurden verschriftlicht mit dem lateinischen Alphabet, das ursprünglich die Laute einer anderen Sprache abbilden sollte. Wie immer in solchen Fällen werden die prinzipiellen Probleme der Phonem-Graphem-Relation dadurch vermehrt. Es gab (und gibt) Laute, für die das lateinische Alphabet keine Zeichen bereit hielt; es gibt im lat. Alphabet Zeichen, die in den Lautrepertoires anderer Sprachen auf Leerstellen trafen. Die Kleriker mussten also nicht Lesen und Schreiben lernen; sie mussten aber lernen, deutsch, englisch usw. zu schreiben, und sie mussten sich bemühen, dies in einer Art und Weise zu tun, die für sie selbst und ggf. andere, die das lat. Alphabet kannten, aber noch keine Erfahrung mit Schrifttexten in ihrer eigenen Sprache hatten, nachvollziehbar war: Der mit lat. Buchstaben geschriebene volkssprachliche Text musste für Leser oder Vorleser (z. B.) als *deutscher* Text identifizierbar und verständlich sein. Gewöhnt an den Gedanken, dass Schrifttexte ‚Ewigkeitscharakter‘ garantieren (vgl. die antike Hyperbel des *aere perennius*), waren die Geistlichen, die volkssprachliche Texte verschriftlichten, mit großer Wahrscheinlichkeit auch von Anfang an daran interessiert, die Methoden dieser Verschriftlichung zu *systematisieren*. Denn man kann beobachten, dass die Graphie (eine verbindliche *Orthographie* gab es ja noch nicht, und es wird sie auch für lange Zeit noch nicht geben), so unterschiedlich sie auch in der ersten Zeit beim Vergleich der erhaltenen Texte ausfällt, schon bald innerhalb einzelner Klöster, dann innerhalb von Klosterverbänden Standardisierungen aufzuweisen beginnt (vgl. Wolf, S. 72f.);² für den religiösen volkssprachlichen Wortschatz, der ja in den meisten Fällen auch erst einmal geschaffen oder an die neue Religion angepasst werden musste, gilt ähnliches.

Die Verschriftlichung deutscher Dialekte mit Hilfe des lateinischen Alphabets, die im 8. Jh. einsetzte, war nicht die erste Begegnung gesprochener Sprache mit Schrift im germanischen Sprachbereich. Es gab (wohl schon im 1. Jh. v. Chr., spätestens aber seit dem 3. Jh.) Runenalphabete, die allerdings weitestgehend nur für sakrale und auch dann nur für sehr kurze Texte Verwendung fanden; und im 4. Jh. n. Chr. unternahm Ulfilas den Versuch einer Verschriftlichung der gotischen Sprache. Diese drei Stadien repräsentieren gleichzeitig grundsätzliche Methoden der Verschriftlichung einer vorher nur gesprochenen Sprache mit einer Alphabetschrift: Schaffung eines neuen, eigenen Zeichensystems; Kombination von Zeichen aus verschiedenen Alphabeten, um besser das lautlich ‚Passende‘ finden zu können (Ulfilas: Kombination aus Runen, lateinischen und griechischen Buchstaben); komplette Übernahme eines bereits vorhandenen Alphabets (lat. Alphabet für deutsche Texte ab dem 8. Jh.); hinzu kommen in jedem Fall Gra-

² „Was an lateinischen wie volkssprachlichen frühmittelalterlichen Schriftdenkmälern auf uns gekommen ist, stellt so die Leistung von christlichen, meist klösterlichen Schreibstuben dar, in denen geeignete Ordensangehörige – die im übrigen keineswegs immer aus der sprachlandschaftlichen Umgebung des Schreibortes stammen mußten – einerseits ihre literale Sozialisation erhielten und andererseits für die kollektive handschriftliche Vervielfältigung [...] christlichen Schrifttums wirkten. Die berühmtesten [und u. a. auch meist für orthographische Konventionen prägendsten; R. B.] dieser Schreibstuben waren: im bairischen Sprachgebiet Regensburg/St. Emmeram, Freising, Salzburg, Tegernsee und Mon(d)see, im Alemannischen St. Gallen, Reichenau, Murbach, im Ostfränkischen Würzburg und Bamberg, im Rheinfränkischen Mainz, Weißenburg, Lorsch, Fulda, im Mittelfränkischen Trier, Köln, Aachen und Echternach.“ (Lerchner, S. 538)

phemkombinationen, wodurch etwas mehr Phoneme abgedeckt werden können, und die Neufestlegung des Lautwertes für Zeichen (im Althochdeutschen etwa /th/ für das aspirierte [d^h]). Dazwischen stehen die Runen: Für sie wird z. T. ebenfalls eine Herkunft aus dem lat. Alphabet oder aus der nordetruskisch-norditalischen Schrift behauptet, aber die Reihenfolge der Zeichen in den Runenalphabeten spricht eher dagegen, und die Möglichkeit der Aufnahme alter germanischer Zeichen deutet zumindest auf das Vorhandensein einer rudimentären autochthonen Schrift, so dass wir es wieder mit einer Alphabetmischung zu tun hätten. Englische Runenalphabete zeigen außerdem durch die Entwicklung zusätzlicher Zeichen über den ursprünglichen Bestand von 24 hinaus zur Abdeckung spezifisch angelsächsischer Laute eine weitere Möglichkeit: Ergänzung eines übernommenen Zeichenbestands durch Bildung neuer Zeichen. Dazu kommt dann schließlich noch das Verfahren, Schriftzeichen einer übernommenen Schrift durch zusätzliche Zeichen (diakritische Zeichen) anzupassen oder in ihrem Lautwert zu verdeutlichen. Natürlich gibt es auch das genaue Gegenteil: Wenn Differenzierungen obsolet geworden sind oder wenn Differenzierungen nicht mehr für wichtig gehalten werden – was ein Vertrauen in die automatische Substitutionsleistung von Leser/inne/n impliziert –, kann eine Schrift Zeichen abstoßen (so geschehen etwa bei der russischen Rechtschreibreform von 1918 oder beim Verzicht der Schweizer auf das /ß/.)

Die drei Autoren, mit denen ich mich im Folgenden beschäftigen will, Otfrid von Weißenburg, Notker Laubeo und Jan Hus, wurden in ihrem jeweiligen gesellschaftlichen Umfeld und im Kontext spezifischer ‚Schreibanlässe‘ mit den Problemen der Phonem-Graphem-Beziehung konfrontiert und haben sich dazu explizit geäußert.

Otfrid von Weißenburg

Anlass für Otfrid, sich mit Problemen der Phonem-Graphem-Zuordnung und damit auch mit Rechtschreibregeln zu befassen, war seine sog. Evangelienharmonie (auch ‚Evangelienbuch‘ genannt), eine Zusammenfassung der vier kanonischen Evangelien mit zusätzlichen Auslegungsteilen in fränkischer Sprache. Der Text ist nach den erhaltenen Widmungsschreiben datierbar auf die Zeit zwischen 863 und 871 und anscheinend neben einigen Glossen zu Priscian und Prudentius das einzige, was Otfrid in der Volkssprache verfasst hat. Bevor er in das elsässische Kloster Weißenburg kam, war er Mönch im auf Initiative des Bonifatius 744 gegründeten Kloster Fulda, einem der frühen wissenschaftlichen Zentren des fränkischen, später des ostfränkischen Reiches.³ In Weißenburg war Otfrid als Schreiber, Lehrer, Bibliothekar, Kommentator und Glossator religiöser Schriften tätig; insbesondere hat er sich um den Ausbau der Bibliothek verdient gemacht. (Lit.: Ernst, Schröder)

Der Text der Evangelienharmonie wird in der Überlieferung ergänzt durch Widmungsschreiben bzw. Widmungen. In den Text integriert und vom Autor selbst explizit als dessen erstes *capitulum* rubriziert ist eine Vorrede mit lat. Überschrift.⁴ Ferner existiert ein lateinisches Widmungsschreiben in Prosa an den Bischof Liutbert von Mainz. Hinzu kommen ebenfalls volkssprachlich und in der gleichen Form wie die Evangelienharmonie (binnengereimte Langzeilen) verfasste Widmungen an den Bischof Salomo von Konstanz, die Mönche Hartmut und Werinher in St.

³ Dass Fulda auch ein frühes Zentrum *volkssprachlicher* Schriftlichkeit war, ist zwar wahrscheinlich, lässt sich aber nicht anhand eindeutiger Belege nachweisen (s. Kartschoke 88).

⁴ Auch die Bücher und alle anderen Kapitel haben lat. Überschriften.

Gallen sowie an den ostfränkischen König Ludwig den Deutschen. In unserem Zusammenhang relevant sind die deutsche Vorrede und der Liutbert-Brief:

Deutsche Vorrede

Warum der Autor dieses Buch in der Volkssprache geschrieben hat.⁵

Es haben sich schon viele mit großem Eifer bemüht aufzuzeichnen, womit sie ihren Namen bekanntmachen könnten. Sie wandten stets größte Sorgfalt daran, daß man ihre Taten in Büchern darstellte. (5) Sie setzten alle Kraft darein: sie demonstrierten ihr ganzes Können und bewiesen ihr Geschick durch die Makellosigkeit ihrer Dichtung. [...] An erster Stelle sind die Griechen und Römer zu erwähnen, die (ihre Dichtung) so kunstvoll gestalten, sie ganz so einrichten, wie es dir wohl zusagt. (15) Sie schreiben so regelrecht und so sehr schlicht, es ist so vollkommen ineinandergefügt wie Elfenbein(schnitzereien). So muß man schreiben! Das macht dem Menschen stets Vergnügen. Beschäftige dich mit solcher Dichtung: das wird deinen Verstand anregen! Die Schlichtheit der Prosa labt dich unmittelbar; (20) die Kunst metrischer Dichtung wiederum bietet überaus reinen Genuß. Die Dichter machen (gerade) diese sehr geschmackvoll, sie messen auch die Versfüße, die Längen und Kürzen, damit ihr Werk Vergnügen bereitet. [...] (31) Da nun viele angefangen haben, in ihrer Muttersprache zu schreiben, und sich darum bemühen, sich (durch schriftliche Aufzeichnungen) herauszustellen – warum sollen nur die Franken davon absehen, Gottes Lob in fränkischer Sprache zu singen? (35) Ist diese Sprache auch bisher noch nicht zu solcher Dichtung gebraucht, noch von keiner metrischen Regel gemeistert worden, so besitzt sie doch Geradheit in schöner Schlichtheit. Bemühe dich nur, daß es dennoch schön erklinge und Gottes Wort auf fränkisch herrlich erschalle, (bemühe dich,) daß man das, was in dieser Sprache besungen wird, schön ausspricht (40) (und daß) wir im Verständnis (des göttlichen Wortes) sicher bewahrt bleiben! Dieses Verständnis sollst du dir (vor allem) schmecken lassen: so geben ihm Versfüße, metrische Zeit und die Ordnung der Teile das Maß, so wird es zu Gottes eigener Predigt. [...] (57) Warum sollen, wie ich schon sagte, zu solcher Leistung einzig die Franken nicht befähigt sein, worin die Völker nicht zurückstanden, die wir hier oben genannt haben? Sie sind so tapfer wie selbst die Römer; (60) auch kann man nicht sagen, daß ihnen darin die Griechen den Rang streitig machen. Sie haben zu ihrem Vorteil die gleiche Geisteskraft [...], genügend Reichtum und sind auch sehr kühn [...]. (65) Sie leben mit allem ausgestattet – und waren es immer so gewohnt – in einem reichen Land. [...] [...] (79) und alle Menschen, sofern nicht das Meer (als Grenze) dazwischen liegt – ich weiß, daß Gott das so gefügt hat –, haben Furcht vor ihnen. [...] (97) Von ihrem König haben sie stets Vorteil in Tapferkeit und Klugheit: sie fürchten niemanden, solange er gesund unter ihnen weilt. Er ist in allem zu schnellem Handeln bereit, wie es ein Krieger von Adel sein soll, (100) er ist erfahren und kühn. Es gibt bei ihnen solche Männer stets zur Genüge. Er herrscht voll Würde über viele Völker und behandelt sie wie die Seinen im Stammland völlig korrekt. Niemand kann ihm schaden, solange ihn die Franken beschützen, (niemand) vor seiner Tapferkeit bestehen, solange seine Reiterei ihn deckt. (105) Denn alles, was die Franken unternehmen, das tun sie ganz mit Gott, sie tun nicht das Geringste ohne seinen Rat. Voll Eifer hören sie auf Gottes Wort, das aufzunehmen, was sie die (heilige) Schrift lehrt [...]. (113) Nun will ich niederschreiben, was zu unserem Heil ist, eine Auswahl aus den Evangelien, und zwar, wie wir es hier [d.h. in der

⁵ *Cur scriptor hunc librum theotisce dictaverit* (Otfrid, Überschrift vor Vers 1).

⁶ *Was liuto filu in flize, in managemo ágaleize, / sie thaz in scrip gicleiptin, thaz sie iro námon breittin; / Sie thés in iro gilicho fittzun gúalicho, / in búachon man gimeinti thio iro chúanheiti. / (5) Tharána dátun sie ouh thaz dúam: / óugdun iro wisduami, / óugdun iro cléini / in thes tíhtonnes reini. / [...] Sar Kriachi joh Románi iz máchont so gizámi, / iz máchont sie al girústit, so thih es wola lústit; / (15) Sie máchont iz so réhtaz joh so filu sléhtaz, / iz ist*

Vorrede; R.B.] *schon begonnen haben, in fränkischer Sprache, (115) damit die Franken nicht als einzige davon ausgeschlossen sind, wenn in der Muttersprache Christi Lob gesungen wird [...] (Schlosser 17ff.)*⁶

In dieser Vorrede wird also von den *graphematischen* Schwierigkeiten der Verschriftlichung einer Volkssprache weder abstrakt noch konkret gesprochen. Vor welchen Problemen Otfrid hier jedoch stand und wie er sie zu lösen versucht hat, erfährt man aus dem o.a. Widmungsschreiben an Liutbert, das sich zumindest dem Wortlaut nach sehr viel despektierlicher über die fränkische Sprache äußert. Diese Diskrepanz lässt sich natürlich durch den Sachverhalt erklären, dass es wenig Sinn gemacht hätte, das Fränkische gegenüber denjenigen, denen Otfrid einen fränkischen Text präsentiert, zu sehr abzuwerten. Gegenüber einem hohen Kleriker jedoch, der als Kleriker auch Wissenschaftler war, vor allem also das *trivium* am Beispiel lateinischer Texte gelernt hatte, konnte man die geltenden Maßstäbe nicht einfach stillschweigend übergehen:

Brief an Liutbert

[...] *Wie diese nichtlateinische Sprache ungepflegt, ungeschult und nicht gewöhnt ist, den Regelraum der Grammatik zu tragen, so ist (auch) die Schreibung bei vielen Wörtern infolge der Häufung der Buchstaben und ihrer unklaren Lautqualität schwierig. Denn manchmal verlangt sie, wie ich vermute, drei u, beim Sprechen sind dann die beiden ersten, wie mir scheint, Konsonanten, während der dritte ein Vokal bleibt; gelegentlich aber habe ich die Vokale a, e, i und u schreiben müssen (ohne daß damit der eigentliche Laut deutlich bezeichnet wird); dort schien es mir richtig, ein y dazuzuschreiben. Aber auch diesem Buchstaben (und seiner Lautqualität) verweigert sich diese Sprache manchmal, bei einem gewissen Laut läßt sie sich überhaupt nur schwer mit einem bestimmten Buchstaben verbinden; k und z, Buchstaben, die die Grammatiker für überflüssig halten, verwendet diese Sprache sehr oft anders als Lateinische, z gebraucht man manchmal, wie ich vermute, in dieser Sprache wegen des Zischens zwischen den Zähnen, k dagegen wegen seines Rachenlautes. Diese Sprache duldet auch sehr oft, wenn auch nicht immer, die Figur des Metaplasmus, die die Grammatiklehrer Synalöphe nennen; wenn der Leser sie nicht beachtet, dann klingen die Worte einer Rede sehr häßlich;*

gifuatig al in ein selp so hélphantes béin. / Thie dáti man giscribe: theist mannes lúst zi libe; / nim góuma thera díhta: thaz hürsgit thina dráhta. / Ist iz prósun slíhti: thaz drénkit thih in rihti; / (20) odo métres kléini: theist góuma filu réini. / Sie düent iz filu wsúazi, joh mézent sie thie fúazi, / thie léngi joh thie kúrti, theiz gilústliczhaz wúrti. / [...] (31) Nu es filu manno inthíhit, in sina zungun scribit, / joh ílit, er gigáhe, thaz sinaz io gihóhe: / Wánana sculun Fránkon éinon thaz biwánkon, / ni sie in frénkisgon bigínnen, sie gotes lób singen? / (35) Nist si so gisingan, mit régulu buthuíngan: / si hábet thoh thia rihti in scóneru slíhti. / Íli thu zi nóte, theiz scóno thoh gilute, / joh gótes wizod thánne / tharána sconó hélle; / Tház tharana sínge, iz scóno man ginenne; / in thema fírstántnisse wir giháltan sin giwisse; / Thaz láz thir wesán súazi; sádo mézent iz thie fúazi, / zit joh thiú régula; so ist gótes selbes brédiga. / [...] (57) Ziu sculun Fránkon, so ich quád, zi thiú éinen wesán úngimáh, / thie liút es wiht ni duáltun, thie wir hiar óba zaltun? / Sie sint so sáma chuani / sélb so thie Románi; / ni thárf man thaz ouh rédinon, thaz Kráchi bin thes giwidaron. / Sie éigun in zi núzzi so sámalicho wizzi, / in féldé joh in wáldé so sint sie sáma balde; / Rihiduam ginúagi joh sint ouh filu kuani / [...] (65) Sie búent mit gziúgon (joh warun io thes giwón) / in giuátemo lánte [...] / [...] (79) Joh ménnisgon álle, ther sé iz ni untarfálle, / (ich weiz, iz gót worahta) al éigun se iro foráhta. / [...] (97)Thes [kuninges; R.B.] éigun sie io núzzi in snélli joh in wizzi; / ni intrátent sie nihéinan, unz se inan eigun héilan. / Er ist gizál ubar ál, / io so édilthegan skál, / (100) Wiser inti kúani; Thero éigun sie io ginúagi. / Wéltit er gethiuto mánerero líuto, / joh ziuhit er se réine selb so sine heime. / Ni sint thie imo ouh derien, in thiú nan Fránkon werten; / thie snélli sine irbíten, thaz sie nan umbiriten. / (105) Wanta álaz thaz sies thénkent, sie iz al mit góte wirkent; / nie düent sies wiht in noti ána sin girati. / Sie sint gótes worto flizig filu hártó, / tház sie thaz gilémen, thaz in thia búah zellen; / [...] (113) Nu will ich scr'ban unser héil, / evangélioio deil, / so wir nu hiar bigúmmun, in frénkisga zungun; / (115) Thaz sie ni wesén éino thes selbes ádeilo, / ni man in iro gízungi Krístes lób sungi; / [...] (Otfrid 1ff.; die Grenzen der Langverse sind durch / bezeichnet.)

manchmal bewahrt man die **Buchstaben** beim Schreiben, manchmal unterdrückt man sie wie in der hebräischen Sprache, in der es üblich ist, wie manche sagen, gerade diese Buchstaben beim Schreiben nach Art der Synalöphe auszulassen und zu übergehen, womit nicht (gesagt sein) soll, daß der Text des Evangelienbuches durch ein strenges Metrum gebunden ist; vielmehr verlangt er regelmäßig nur den **Endreim**. Denn in diesem Buch erfordern die Wörter am (Langzeilen)ende einen **Klang**, der zu dem (am Ende der ersten Halbzeile) vorausgehenden paßt und ihm ähnlich ist; dadurch duldet diese Sprache nicht nur zwischen zwei Vokalen, sondern sehr oft auch zwischen anderen Buchstaben eine Verschmelzung durch Synalöphe; wenn das nicht geschieht, läßt die Ausdehnung der **Buchstaben(reihe)** die Wörter sehr häufig ungereimt erklingen. Wir können, **wenn wir genau darauf achten**, feststellen, daß wir auch beim Sprechen sehr oft so verfahren. Der Schmuck dieser Sprache verlangt vom Leser, daß er die (allzu) leichte und glatte Verschmelzung durch Synalöphe vermeidet, und vom Schriftsteller, daß er auf den Endreim, d.h. auf einander ähnliche Wortschlüsse, achtet. Der Sinn (eines Satzes) muß hier manchmal zwei, drei oder auch vier Verse offenbleiben, damit dem Leser deutlicher wird, was der Text bezeichnet. Hier findet man sehr oft i, o und die übrigen Vokale mit i zusammengeschrieben, manchmal bleiben diese Lautfolgen der Aussprache nach getrennte Vokale, manchmal werden sie verbunden, wobei der erste konsonantische Qualität erhält. Auch bedeuten in dieser Sprache zwei Negationen fast immer Verneinung, während sie im Lateinischen eine Rede bekräftigen, und wenn ich dies auch hätte vermeiden können, so habe ich (in diesem Punkt) doch darauf geachtet, so zu schreiben, wie man tagtäglich spricht. Die Eigenart dieser Sprache hat es mir nicht erlaubt, den Numerus oder Genus (lateinischer Wörter) beizubehalten [...]; den Plural habe ich in einen Singular, den Singular in einen Plural verwandelt und auf diese Weise sehr oft (den Fehler) eines Barbarismus und Solözismus machen müssen. **Ich würde gerne für alle genannten Fehler Beispiele aus diesem volkssprachlichen Buch bringen, wenn ich nicht das mitleidige Lächeln der Leser vermeiden wollte; denn wenn man die ungeschlachten Worte einer Bauernsprache in das gepflegte Latein einstreut, bringt man die Leser zum Lachen. Diese Sprache wird ja wie eine Bauernsprache eingeschätzt, weil sie von den Franken niemals durch schriftlichen oder irgendeinen künstlerischen Gebrauch verfeinert worden ist; denn sie überliefern nicht die Geschichte ihrer Vorfahren, wie viele andere Völker es tun), geschweige denn daß sie ihre Taten und ihr Leben, in Anerkennung ihres Wertes, (dichterisch) gestalten. Wenn es, was selten ist, doch geschieht, dann drücken sie sich lieber in der Sprache anderer Völker, nämlich der Lateiner oder Griechen aus; sie hüten sich dabei vor Fehlern in anderen Sprachen, nehmen sich aber vor Fehlern in der eigenen Sprache nicht in acht. Ängstlich sind sie bedacht, in den anderen Sprachen auch nicht mit dem kleinsten Buchstaben gegen die Regeln zu verstößen, während ihre eigene Sprache fast in jedem Worte einen Fehler macht. Es ist schon erstaunlich, daß so bedeutende Männer, mit so großer Erfahrung, von so großer Sorgfalt, geistiger Beweglichkeit, hoher Weisheit und strahlender Heiligkeit diese Vorzüge ganz dem Ruhm einer fremden Sprache dienstbar machen, daß sie sich aber nicht im schriftlichen Gebrauch der eigenen Sprache üben. Gleichwohl bleibt es Pflicht aller Menschen, auf jede erdenkliche Weise, in verderbter wie in einer durch eine ein**

⁷ *Huius enim linguae barbaries ut est inculta et indisciplinabilis atque insueta capi regulari freno grammaticae artis, sic etiam in multis dicitis scriptio est propter literarum aut congeriem aut incognitam sonoritatem difficilis. Nam interdum tria uuu, ut puto, quaerit in sono, priores duo consonantes, ut mihi videtur, tertium vocali sono manente; interdum vero nec a, nec e, nec i, nec u vocalium sonos praecavere potui: ibi y grecum mihi videbatur ascribi. Et etiam hoc elementum lingua haec horrescit interdum, nulli se characteri aliquotiens in quodam sono, nisi difficile, jungens; k et z sepius haec lingua extra usum latinis utitur, quae grammatici inter litteras dicunt superfluas. Ob stridorem autem interdum dentium, ut puto, in hac lingua z utuntur, k autem ob faucium sonoritatem. Patitur quoque metaplasmii figuram nimium (non tamen assidue), quam doctores grammaticae artis vocant sinalipham (et hoc nisi legentes praevideant, rationis dicta deformius sonant), litteras interdum scriptioe*

wandfreie Grammatik gepflegten Sprache, den Schöpfer aller Wesen zu preisen, ihn, der ihnen das **Instrument der Sprache** verliehen hat, damit sie sein Lob erschallen lassen; der sich (von uns) nicht glatte Schmeichelreden, sondern fromme Gesinnung und die Fülle frommer Werke, nicht den leeren Dienst der Lippen wünscht [...]. (Schlosser 311ff.; Hervorh. von mir; R. B.)⁷

Otfrid präsentiert also eine Fülle von Einzelschwierigkeiten und legt Rechenschaft über seine Lösungsversuche ab. Probleme der Phonem-Graphem-Zuordnung erscheinen zusammen mit solchen von Reimtechnik, Metrik, Syntax, Morphologie.

Notker III. (Notker Labeo, Notker Teutonicus) von St. Gallen

Notker stammte aus einer adligen (thurgauischen?) Familie und wurde von seinem Onkel Ekkehard (I.), selbst Mönch und Dekan in St. Gallen, noch als Jugendlicher in dieses Kloster gebracht. Sein Todestag, der 29. Juni 1022, ist durch das Zeugnis Ekkehard's IV. überliefert; Notker starb an der durch das Heer Heinrichs II. aus Italien eingeschleppten Pest. Das Notker in zwei Quellen beigegebene Epitheton *magister* verweist auf seine Tätigkeit als Lehrer und Novizenmeister im Kloster; seine deutschen Schriften bzw. die lat.-deutschen Mischtexte, die er in dem im Folgenden auszugsweise zitierten Brief an Bischof Hugo von Sitten (urk. 998-1017) erwähnt und die zu einem großen Teil noch erhalten sind, lassen sich aus dieser Lehrtätigkeit erklären: Die deutsche Übersetzung sollte den Schülern, die sich im Lateinischen noch nicht genügend auskannten, eine Hilfe beim Studium der Schullektüre sein. (Lit.: Backes, Sonderegger²Vf.)

Brief an Hugo von Sitten

Von jenen Wissenschaften, die ihr mir auferlegen wollt, habe ich mich abgewandt, und ich kann nicht anders, als sie gleichsam [sc. ‚nur‘; R.B.] wie Hilfsmittel zu gebrauchen. Es müssen

*servantes, interdum vero ebraicae linguae more vitantes, quibus ipsas litteras ratione sinaliphae in lineis, ut quidam dicunt, penitus amittere et transilire moris habetur; non quo series scriptiois hujus metrica sit subtilitate constricta, sed schema omoeoteleuton assidue quaerit. Aptam enim in hac lectione et priori decentem et consimilem quaerunt verba in fine sonoritate, et non tantum per hanc inter duas vocales, sed etiam inter alias literas saepissime patitur conlisionem sinaliphae; et hoc nisi fiat, extensio sepius **litterarum** inepte sonat dicta verborum. Quod in communi quoque nostra locutione, **si sollerter intendimus**, nos agere nimium invenimus. Quaerit enim linguae hujus ornatus et a legentibus sinaliphae lenem et conlisionem lubricam praecavere et a dictantibus omoeoteleuton (id est consimilem verborum terminationem) observare. Sensus enim hic interdum ultra duo vel tres versus vel etiam quattuor in lectione debet esse suspensus, ut legentibus (quod lectio signat) apertior fiat. Hic sepius i et o ceteraeque similiter cum illo vocales simul inveniuntur inscriptae, interdum in sono divisae vocales manentes, interdum conjunctae (priori transeunte in consonantium potestatem). Duo etiam negativi, dum in latinitate rationis dicta confirmant, in hujus linguae usu pene assidue negant; et quamvis hos interdum praecavere valerem, ob usum tamen cotidianum, ut morum se locutio praebuit, dictare curavi. Hujus enim linguae proprietates nec numerum nec genera me conservare sinebat. [...]; numerum pluralem singulari, singularem plurali variavi et tali modo in barabrisum et soloecismum sepius coactus incidi. **Horum supra scriptorum omnium vitorum exempla de hoc libro thetisce ponere, nisi inrisionem legentium devitarem; nam dum agrestis linguae inculta verba inseruntur latinitatis planitie, cachinum legentibus prebent. Lingua enim haec velut agrestis hebetur, dum a propriis nec scriptura nec arte aliqua ullis est temporibus expolita; quippe qui nec historias suorum antecessorum, ut multae gentes caeterae, commendant memoriae, nec eorum gesta vel vitam ornant dignitatis amore. Quod si raro contigit, aliarum gentium lingua, id est Latinorum vel Graecorum, potius explanant; cavent aliarum et deformitatem non verecundant suarum. Stupent in aliis vel litterula parva artem transgredi, et pene propria lingua vitium generat per singula verba.** Res mira tam magnos viros, prudentia deditos, cautela praecipuos, agilitate suffultos, sapientia latos, sanctitate praeclearos cuncta haec in alienae linguae gloriam transferre et usum scripturae in propria lingua non habere. Est tamen conveniens, ut qualicunque modo, sive corrupta seu lingua integrae artis, humanum genus auctorem omnium laudent, qui **plectrum** eis dederat **linguae** verbum in eis suae laudis sonare; qui non verborum adulationem politorum, sed quaerit in nobis pium cigationis affectum operumque pio labore congeriem, non laborum inanem servitiem. [...]. (Otfrid 5, 58ff.; Hervorh. von mir; R. B.)*

nämlich vor allem die kirchlichen Bücher in den Schulen gelesen werden, zu deren vollkommenem Verständnis zu führen allerdings unmöglich ist, wenn man jene (Wissenschaften) nicht durchkostet hat. Da ich wollte, daß unsere Schüler zu ihnen einen Zugang hätten, habe ich es gewagt, etwas nahezu Ungewöhnliches zu unternehmen, indem ich lateinische Schriften in unsere Sprache übersetzte und das syllogistisch oder figürlich oder dialektisch Gesagte mit Hilfe von Aristoteles oder Cicero oder einem anderen gelehrten Autor erläuterte. Während ich dies an zwei Büchern des Boethius von der Tröstung durch die Philosophie und an einigen von der heiligen Dreifaltigkeit durchführte, wurde ich gebeten, auch bestimmte metrische Schriften in dieselbe Sprache zu übertragen, den Cato wie die ‚Bucolica‘ des Vergil und die ‚Andria‘ des Terenz. Bald wünschte man, daß ich mich auch an der Prosa sowie an den Freien Künsten versuchte, und so übertrug ich die ‚Hochzeit der Philologie‘, die ‚Kategorien‘ des Aristoteles, ‚Perihermeneias‘ und die ‚Prinzipien der Arithmetik‘. Von hier habe ich mich wieder geistlichen Schriften zugewandt und den ganzen Psalter mit Interpretationen und Erklärungen nach Augustin vollendet. Auch das Buch Hiob habe ich angefangen, (bisher) aber kaum ein Drittel ausgeführt. Nicht nur dies, vielmehr habe ich auf lateinisch eine neue Rhetorik und einen neuen Computus sowie einige andere kleinere Werke abgefaßt. Ich weiß nicht, ob von diesen etwas wert ist, daß es in eure Hände gelange. Aber wenn ihr sie haben wollt – sie verursachen nämlich Kosten –, dann schickt mehrere Pergamente und Lohn für die Schreiber; und ihr werdet Exemplare von ihnen erhalten. Wenn sie euch dann erreicht haben, dann stellt euch vor, ich sei selbst gekommen. Dennoch weiß ich, daß ihr zuerst wie vor etwas Ungewohntem zurückschrecken werdet. Aber nach und nach werden sie sich euch selbst empfehlen, und ihr werdet durchaus in der Lage sein, sie zu lesen und zu verstehen, weil in der Muttersprache (‚Vatersprache‘) schneller begriffen wird, was in einer fremden Sprache entweder kaum oder unvollständig verstanden wird. Man muß aber wissen, **daß man die deutschen Wörter nicht ohne Akzent schreiben darf, die Artikel ausgenommen; nur sie werden ohne Akzent, Akut und Zirkumflex, gesprochen.** Ich aber werde kommen, wenn der Herr es will. Bei euch länger bleiben aber kann ich aus vielerlei Gründen nicht, worüber jetzt zu reden nicht nötig ist. [...]

(Schlosser 332f.; Hervorb. von mir; R.B.)⁸

⁸ [...] *Artibus autem illis quibus me onustare uultis ego renunciaui neque fas mihi est eis aliter quam sicut instrumentis frui. Sunt enim ecclesiastici libri et precipue quidem in scolis legendi quos impossibile est sine illis prelibatis ad intellectum integrum duci. Ad quos dum accessum habere nostros uellem scolasticos ausus sum facere rem pene inusitatam, ut latine scripta in nostram conatus sim uertere et syllogistice aut figurate aut suasorie dicta per Aristotelem uel Ciceronem uel alium artigraphum elucidare. Quod dum agerem in duobus libris Boetii qui est de consolatione philosophiae et in aliquantis de sancta trinitate rogatus et metrica quaedam scripta in hanc eandem linguam traducere, Catonem scilicet, ut ‚Bucolicam‘ Uirgilii et ‚Andriam‘ Terentii. Mox et prosam et artes temptare me uoluerunt et transtuli ‚Nuptias philologie‘ et ‚Categorias‘ Aristotilis et ‚Pergermenias‘ et ‚Principia arithmetice‘. Hinc reuersus ad diuina totum psalterium et interpretando et secundum Augustinum exponendo consommaui ‚Iob‘ quoque incepti licet uix tertiam partem exegerim. Nec solvm hec sed et nouam rhetoricam et computvm nouvm et alia quaedam opuscula latine conscripsi. Horum nescio an aliquid dignum sit uentre in manus uestras. Sed si uultis – ea sumptibus enim indigent – mititte plures pergamenas et scribentibus premia, et accipietis eorum exempla. Qve dum fuerint ad uos perlata, me presentem aestimate. Scio tamen, quia primum abhorrebatis quasi ab inuetis. Sed paulatim forte incipient se commendare uobis et preualebitis ad legendvm et ad discoscendvm, quam cito capiuntur per patriam linguam, que aut uix aut non integre capiendi forent in lingua non propria. **Oporet autem scire, quia uerba theutonica sine accentu scribenda non sunt preter articulos; ipsi soli sine accentu pronuntiantur, acuto et circumflexo.** Ego autem quando, dominus uoluerit, veniam. Stare autem diucius uobiscum non potero ob causas plurimas, quas dicere in praesenti non opus est. [...]* (Piper, S. 859-861; Hervorb., Zeichensetzung und Regelung der Groß- und Kleinschreibung von mir, R.B.) Ich gebe den lat. Text nach der Ausgabe von PIPER, weil die neuere und sicher insgesamt bessere von HELLGARDT durch ihre Normalisierungen u.a. kaschiert, dass die lateinische Schreibung bei Notker oder richtiger: in der aus der Mitte des 12. Jhs. (s. Hellgardt, S. 175) stammenden Hs. nicht konsequent ist, dass Autor bzw. Schreiber also auch hinsichtlich des Lateinischen dem Problem zweifelhafter Phonem-Graphem-Zuordnung ausgesetzt waren.

Der Brief geht auf die Funktion deutscher Schrifttexte in einem anderen Zusammenhang als Otfrid und nur kurz ein, auf Probleme der Schreibung noch kürzer und sehr selektiv. Die Äußerungen, deutsch zu schreiben sei eine *res pene inusitata*, deutsche Texte zu lesen *quasi insuetum*, deutet auf ein besonderes Problem der Literatur in der althochdeutschen Epoche: Trotz des überlokalen Austauschs von Literatur konnte sich zunächst keine zusammenhängende überregionale ‚deutsche‘ Literatur entwickeln, konnte die existierende volkssprachliche Literatur keine Traditionen ausbilden. Der St. Galler Mönch Ekkehard IV. (gest. nach 1057) behauptet sogar, Notker sei der *erste* gewesen, der in der ‚barbarischen‘ deutschen Sprache geschrieben, sie damit allerdings auch ‚genießbar‘ gemacht habe (*primus barbaricam scribens faciensusque saporam*). Otfrid z. B. war in St. Gallen also vergessen oder dort nie bekannt gewesen, so wie auch Notker schnell in Vergessenheit geriet. Erst nach der Mitte des 12. Jhs. kann man von einer kontinuierlichen deutschen Literaturgeschichte sprechen, in der zahlreiche Fälle von Intertextualität, gegenseitige Erwähnungen von Autoren, literaturgeschichtliche Bemerkungen davon zeugen, dass es sich bei deutscher Literatur nun um ein kulturelles Phänomen handelte, das Dauerhaftigkeit und Kontinuität gewonnen hatte.

Notker geht davon aus, dass das Lesen deutscher Texte nicht nur wegen des Inhalts Schwierigkeiten bereitet, Schwierigkeiten, die daraus resultieren, dass verschriebenes Deutsch für die Zeitgenossen ein ungewohntes Bild bietet. Er versetzt sich in die Perspektive des *Lesers*; Otfrid hatte von seinen Schwierigkeiten als *Schreibender* geredet. Während Otfrid Schwierigkeiten wenn auch nicht systematisch, so doch an einer größeren Zahl von Lauten und Buchstaben exemplifiziert und nachweist, für welche Lösungsmöglichkeiten er sich entschieden hat, gibt Notker nur eine generelle Regel an (Notwendigkeit der Akzentsetzung), begründet sie aber nicht. Man kann diese Regel jedoch aus Notkers deutschen Texten rekonstruieren:

Praktisch sieht das so aus, daß jede haupttonige Silbe einen Akzent trägt, und zwar bei kurzem Vokal den Akut, bei langem Vokal den Zirkumflex. Notkers Akzentuierung gibt also sowohl die Betonung als auch die Länge eines Silbenvokals an. (Kartschoke, S. 199)

Und noch eine weitere Regel, die im Brief nicht erwähnt wird, die aber ebenfalls wegen ihrer konsequenten Anwendung durch Notker aus seinen Werken abgeleitet werden kann, zeigt, dass er gründlicher und konsequenter vorgegangen ist als Otfrid; diese Regel trägt in der Sprachwissenschaft bis heute seinen Namen – ‚Notkersches Anlautgesetz‘:

*Die mit den Bemühungen um eine dt. Rechtschreibung aufs engste zus.-hängende phonetische Betrachtung der deutschen Sprache ist bei keinem ahd. Schriftsteller gründlicher gewesen als bei Notker: im Wort- und Silbenanlaut schreibt er nach st[imm]l[losem] Kons[onant] und im Satzanfang für b, g, d in der Regel p, k, t; nur nach Vok. und nach den st[imm]h[afte]n Lauten l, m, n, r setzt er b, g, d: **ter bruoder** – unde **des pruoder**; **tes koldes** – unde **demo golde** [...].* (Bach, S. 157; Hervorh. i. Orig., R. B.)⁹

⁹ Allerdings werden wir noch sehen, dass auch bei Otfrid einzelne Schreibweisenregelungen Produkte phonetischer Reflexion und Empirie gewesen sind. – Am Rande sei erwähnt, dass Notker schon ein sehr konsequentes Interpunktionssystem verwendete: Der Punkt trennt weitgehend konsequent das Kolon ab; wichtigere Sinnabschnitte werden durch einen Strichpunkt markiert (der graphisch zwischen Ausrufezeichen und dem heutigen Semikolon pendelt); auch das Fragezeichen stand bei ihm im Gebrauch. Diese ‚Hilfen‘ zeigen einerseits, dass Notker ein Gespür für die Unterschiede zwischen mündlicher und schriftlicher Literatur hatte; andererseits stabilisieren sie die sinnvermittelnde Funktion seiner Texte, wurden also ihrer Verwendung im wissenschaftlichen Unterricht gerecht.

Notker hat sich mithin offensichtlich „um die Verwirklichung eines althochdeutschen Schreibsystems aus der phonetischen Beobachtung des Tonfalls (Qualität, Quantität, Rhythmik) gesprochener Sprache heraus“ bemüht (Sonderegger 1980, S. 73f.).

Jan Hus

Im Unterschied zu Otfrid und Notker gehört Hus (um 1371 - 6. Juli 1415) vorwiegend in den Bereich der Geschichte und Religionsgeschichte. Biographisch ist man über ihn ungleich besser und detaillierter unterrichtet. Hus hat an der Universität Prag studiert, wurde 1400 zum Priester geweiht und war seit 1402 Prediger an der Prager Bethlehemskapelle. Angeregt durch tschechische Theologen, vor allem aber die Rezeption der Schriften Wyclifs, wurde er zum kirchenkritischen Befürworter eines apostolischen Armutsideals. Während er anfangs vom Prager Erzbischof unterstützt wurde, zog er sich die Gegnerschaft der Amtskirche und traditionalistischer Zirkel an der Universität Prag zu, nachdem er und sein inzwischen gewachsener Anhängerkreis Wyclifs Lehren (u.a. Bestreitung des päpstlichen Primats, der Notwendigkeit von Ohrenbeichte und Zölibat, der priesterlichen Schlüsselgewalt) öffentlich propagierten und verteidigten. Die religiösen Fragen verbanden sich mit tschechisch-nationalen Tendenzen; nachdem die deutschen Professoren und Studenten die Universität Prag verlassen hatten, wurde Hus zum Rektor gewählt, nach der vom Erzbischof angeordneten Verbrennung der Schriften Wyclifs jedoch geächtet, exkommuniziert und vor der Kurie angeklagt (1410). Nach dem Ausbruch von Unruhen zog er sich, da er eine gewaltsame Durchsetzung seiner Reformideen ablehnte, auf eine südböhmische Burg zurück (1412-14), wo er als Landprediger tätig war, vor allem aber eine Reihe von theologischen und religiös-katechetischen Schriften verfasste – und zwar nun nicht mehr in lateinischer, sondern in tschechischer Sprache. 1414 wurde Hus vor das Konstanzer Konzil geladen und dort, obwohl im Besitz eines Geleitbriefs König Sigismunds, verhaftet und als Ketzler verbrannt. (Lit.: Macek, Schröpfer)

Nicht eindeutig belegbar, aber mit großer Wahrscheinlichkeit Hus als Verfasser zuzuordnen (Schröpfer, S. 1; zu den Argumenten ebd. S. 12 mit Literaturhinweisen) ist die 1406 oder 1412 verfasste sog. *Orthographia Bohemica*. Mit ihr hat Hus im Gegensatz zu Otfrid und Notker, die auf grundsätzliche und eigene Probleme der lautgetreuen Schreibung nur im Kontext anderer Themen eingehen und bei denen diesbezügliche Überlegungen sehr wenig Raum einnehmen, der Materie in Bezug auf seine eigene Sprache, das Tschechische, eine vergleichsweise umfangreiche eigenständige Abhandlung gewidmet. In ihr geht es vor allem um die Schwierigkeit, palatale und palatalisierte Laute des Tschechischen deutlich zu bezeichnen. Die Schrift enthält sowohl theoretische Überlegungen als auch Wertungen bisheriger Verfahren, das Problem zu umgehen, vor allem aber einen Vorschlag zur Lösung des Problems – eine Lösung, die sich durchgesetzt hat, von Sprachwissenschaftlern wie Erasmus Rask (*Commentatio de pleno systemate decem sibilantium in linguis montanis, item de methodo, Ibericam et Armenicam linguam literis Europaeis exprimentis*, 1832) und Franz Bopp (*Vergleichende Grammatik des Sanscrit, Zend, Griechischen, Lateinischen etc.*, 1833) für die Transkription anderer indogermanischer und auch nichtindogermanischer Sprachen übernommen wurde (Schröpfer, S. 1) und bis heute erfolgreich praktiziert wird.

Die *Orthographia Bohemica* ist zu umfangreich (in der Ausgabe Schröpfers umfasst sie ohne Übersetzung 17 Seiten), um hier vollständig oder auch nur in umfänglicheren Auszügen zitiert zu werden; ich beschränke mich für die reine Darstellung auf die Zusammenfassung des Herausgebers und einige prägnante Zitate.

Den Aufbau der *Orthographia Bohemica* beschreibt und kommentiert Schröpfer folgendermaßen:

Vorangestellt ist ein Abecedarium, enthaltend die vom Vf. geforderten Buchstaben, deren Reihe mit z und ch endet; jedem ist ein Beispielwort beigegeben: Diese Wörter bilden miteinander, nach ihrem Wortsinn verbunden, Sätze dogmatisch-katechetischen Inhalts, die durch beige-setzte weitere Wörter glossiert werden. Es folgt eine Präambel über die Unzulänglichkeit der lateinischen Buchstaben zur angemessenen Wiedergabe der tschechischen Laute und über das Ideal, einen Laut auch durch ein Zeichen wiederzugeben. Davon müsse der Verfasser leider im Falle des ch-Lautes abgehen. Für die Schreibung des vokalischen r läßt er kein Hilfsvokalzeichen zu. Die Eigenart der im Lat. nicht vorkommenden palatalen Konsonanten soll durch einen Punkt gekennzeichnet werden, der über die Buchstaben der ihnen entsprechenden nichtpalatalen („harten“) Konsonanten zu setzen ist, ebenso allerdings das in anderen Sprachen nicht vorkommende „harte“ ł. Nun folgt unter Punkt 3 die Regelung der Schreibung des tschechischen c gegenüber der des lateinischen, und in den folgenden Punkten werden die Lautwerte und Verbindungen der übrigen Buchstaben seines ABC besprochen. Zum ersten Mal in der Geschichte der sl[avischen] Sprachwissenschaft erhalten wir zutreffende Beschreibungen der Bildung der eigentümlichen Laute einer noch lebenden sl. Sprache, so des ł und y. Daran schließt sich die Vorschrift über die Längenbezeichnung der Vokale durch den Akut [˘] und der Hinweis auf das vokalische r [...] und eine Warnung vor der bisherigen unsystematischen Orthographie mit Buchstabengruppen [...]. Daß er als besonderen Vorzug seiner Rechtschreibreform deren zeit- und raumsparenden Charakter ansieht, ergibt sich aus den hier folgenden Ratschlägen, auch andere č. Buchstabengruppen bzw. Wortstücke ähnlich zu kürzen wie im Lat. Alle Ausführungen belegt er durch fast immer treffende Beispiele. Viele dieser Wörter waren schon damals selten oder sind mundartlich, sie ergeben oft miteinander Sätze seltsamen Inhalts: beide Umstände sollen die Einprägung der Beispiele erleichtern. Den Schluß bilden [...] eine č. Mahnung an die Schreiber betreffs der Hauptpunkte der Schreibreform und eine Datumsangabe. (Schröpfer, S. 11ff.)

Das Problem, das Hus gelöst hat, wird einem in seiner ganzen Schwierigkeit klar, wenn man zunächst betrachtet, wie es andere zu lösen versucht haben. Die Frage lautete: Wie kann man mit der lateinischen Schrift die Laute einer slavischen Sprache eindeutig und raumsparend bezeichnen? Dieser Frage standen alle Slaven gegenüber, soweit sie weder die kyrillische noch die glagolitische Schrift regelmäßig gebrauchten. Im allgemeinen nahmen sie die Schreibgewohnheiten ihrer nächsten Nachbarn an, soweit diese ihre eigene Muttersprache mit dem lateinischen Alphabet schrieben, bzw. die Lautwerte, die die lateinischen Buchstaben in deren Aussprache des Lateinischen hatten. [...] Zur Wiedergabe der ihrer Sprache eigentümlichen Laute gebrauchten die Tschechen nun zuerst einfache Buchstaben [...] mit dem Nachteil besonderer Vieldeutigkeit. [...] Vom Ende des 13. Jh.s an kommt eine zweite Art auf, die fälschlich so genannte Ligaturenrechtschreibung, genauer eine solche mit Buchstabengruppen [...]. Tschechische Laute, für die das lateinische Alphabet kein Zeichen hat (manchmal auch andere), werden durch Buchstabengruppen bezeichnet. (Schröpfer, 15ff.)

Orthographia Bohemica (Auszüge)

Da das lateinische Alphabet für die Schreibung der tschechischen Sprache nicht ausreichen kann, weil die tschechisch Schreibenden uneins sind, falsch buchstabieren und sich so das richtige Aussprechen beim Lesen erschweren, habe ich den, wie mir scheint, nützlichen Entschluß gefaßt, das lateinische Alphabet zum Zwecke der Schreibung des Tschechischen etwas zu verkürzen, seine Mängel auszufüllen und die verschiedenen Werte der Schriftzeichen festzulegen [literarum differentiam declarare] [...]. Eines solchen Alphabetes würden wir Tschechen nicht bedürfen, wenn wir eigene Schriftzeichen hätten, die unserer Sprache angepaßt sind. Die latei-

nischen Schriftzeichen genügen dazu nicht, wie sie auch den Griechen, Juden und Deutschen und den anderen Sprachgemeinschaften [ydiomatibus] nicht genügen, was allen denen einleuchtet, die Wörter dieser Sprache schriftlich genau wiedergeben wollen. (Hus, Orth. Boh. 59)

[...] ich wollte kein neues Schriftzeichen einsetzen, **weil es schwer ist, etwas Derartiges dazulernen und die Bücher zu ändern** (d.h. nachträglich diese Zeichen in die bereits vorhandenen Bücher hineinzukorrigieren). (ebd., S. 63; Hervorh. von mir, R. B.)

[Zum tschechischen *ch*-Laut:] *Dieser Laut* [litera!] *wird gebildet, indem im Mundraum* [in ore] *die Zunge* [lingwa] *vom Gaumen* [a palatio] *entfernt wird und sich am Ende der Lautbildung* [in fine prolacionis] *unter die Ebene der unteren Zahnreihe senkt* [declinata sub dentes infiriores]. [...] *Er kommt auch in Verbindung mit Vokalen im Inlaut* [in medio dictionum] *vor, ja sogar* [ymo = immo] **gegen die Regel der Lateiner**, *derzufolge es keine Silbe ohne Vokal gibt, läßt dieser Buchstabe mit seinem Gesellen ohne Vokal Silben oder ganze Wörter entstehen [...]. So geht es auch mit vielen anderen, und falls jemand diese mit einem Vokal aussprache, würden die Tschechen, wenn sie dies hörten, ihn ohne Zweifel verspotten.* (ebd., S. 63/65; Hervorh. von mir; R. B.)

Orthographie im Kontext

Die Verschriftlichung der Volkssprachen im Mittelalter war kein rein grammatisch-orthographisches Problem, sondern wurde zunächst überlagert und partiell determiniert von der Diskussion um die Leistungsfähigkeit und Dignität der Volkssprachen im Vergleich zu den *sacrae linguae* Hebräisch, Lateinisch und Griechisch. Das grammatisch-orthographische Problem war von diesem Kontext aber teilweise mit betroffen, zumal dann, wenn die Texte, die es graphematisch zu bewältigen galt, religiöse Funktionen hatten. Von den hier besprochenen Schriften, die für ihre Autoren Anlass gaben, über Probleme der Schreibung zu rasonieren, hat eine direkte religiöse Funktion nur Otfrids Evangelienharmonie. Notker äußert sich über die Schreibung von Texten, die für den Unterricht von Klerikern gedacht waren; diese Texte hatten zum Teil ebenfalls religiöse Inhalte, aber nur eine indirekte religiöse Funktion, indem sie dem Klerikernachwuchs das Verständnis des zur Ausübung seines Berufs nötigen Schrifttums erleichtern. Hus' *Orthographia Bohemica* ist sozusagen ‚medial propädeutisch‘: Er will mit seinen volkssprachlichen religiösen Schriften Laien erreichen (wobei er sicher auf das Vorlesen als Multiplikator baut) und sieht sich veranlasst sicherzustellen, dass sich bei der Rezeption keine graphembedingten Missverständnisse einschleichen. Die *Orthographia Bohemica* bereitet eine in diesem Sinn funktionierende und sichere Rezeption vor, indem sie das graphematische System der tschechischen Schriftsprache in einem besonders heiklen Bereich stabilisiert. Dass der Schlussteil des Traktats religiöse Texte (Vaterunser, Ave Maria, Credo) als Beispieltex te für die Anwendung der neuen Rechtschreibung präsentiert, bietet einerseits ein erstes Beispiel für den Kontext, in dem sie primär Verwendung finden soll. Andererseits handelt es sich in einer christlich geprägten Gesellschaft dabei *per se* um ‚wichtige‘ Texte; wenn eine Schreibreform bei Texten solcher Art funktioniert, ist das ein zusätzliches Argument für sie; noch Ickelsamer exemplifiziert seine Lehren u.a. an den Zehn Geboten, und zahlreiche seiner Zeitgenossen, die Einführungen in das Schreiben, Lesen oder auch in die praktische Rhetorik bieten, greifen gerne auf Textmaterial religiöser Provenienz zurück.¹⁰

Otfrid von Weißenburg, Notker Labeo und Jan Hus, standen, was die graphematische Umset-

¹⁰ Das ändert sich erst mit dem Übergang vom abstrakten zum anlassbezogenen Schreibunterricht bzw. von der allgemeinen zur adressatenbezogenen Rhetorik. Ein Beispiel aus dem 15. Jh. für diesen Übergang liefert jetzt Fröhlich.

zung gesprochener Sprache anbelangt, vor gemeinsamen, aber auch vor unterschiedlichen Problemen. Ihre gemeinsame Ausgangslage wurde zunächst über die gut 600 Jahre, die den ersten von ihnen, Otfrid, vom letzten der drei, Jan Hus, trennen, von der Grundschwierigkeit der Differenz zwischen dem lat. Alphabet und der zu verschriftenden Sprache bestimmt. Außerdem haben sie ihre Werke in Gesellschaften verfasst, in denen mündliche Kommunikation die Regel und Schriftlichkeit die Ausnahme war. Das ostfränkische Reich im 9. Jh., das deutsche Reich im 10./11. Jh. und Böhmen im 14./15. Jh. waren der politische Rahmen für Gesellschaften, die unabhängig vom jeweils erreichten Ausmaß der Textproduktion allesamt als semioral zu charakterisieren sind. Gemeinsam ist Otfrid, Notker und Hus natürlich andererseits auch, dass sie in ihrer jeweiligen Zeit zur Gruppe der *litterati* gehört haben – *litterati* im Doppelsinn von ‚schriftkundig‘ und ‚gebildet‘ (nachweisbar an den Quellen, die sie benutzt haben, an ihren Kontakten im Bildungsbereich, an ihren Adressaten und an den Zielen, die sie mit ihren Schriften verfolgten). Gemeinsam war ihnen schließlich, dass sie Kleriker waren; aber diese Gemeinsamkeit führt auch schon zu ersten Unterschieden. Während nämlich das theologische Schrifttum der drei (bei Hus jedenfalls *zunächst*) an Fachleute, und das heißt: Mit-Kleriker gerichtet war, hatten die in diesem Beitrag behandelten Schriften ein durchaus verschiedenes Publikum:

Otfrid wendet sich, obwohl diese Frage immer noch nicht sicher zu beantworten ist (vgl. etwa die unterschiedlichen Darstellungen bei Bertau, Erb, Schröder, Gentry, de Boor, Haubrichs, Ernst, Kartschoke) mit der in Fränkisch verfassten *Evangelienharmonie*, in der er das Problem der Phonem-Graphem-Zuordnung praktisch zu lösen versucht hat, an Laien – im Doppelsinn von ‚Nichtkleriker‘ und *illitterati* – in einem sehr begrenzten Rezeptionsumfeld, mit der *fränkischen Vorrede* zur *Evangelienharmonie*, in der er die Übersetzung von Bibeltexten in eine nicht-heilige Sprache zu rechtfertigen versucht, an Laien und Kleriker, mit dem *Widmungsschreiben an Liutbert*, das ebenfalls Rechtfertigungscharakter hat, an einen einzelnen hohen Kleriker, der aber, wie man den thematisierten Aspekten entnehmen kann, den gesamten Klerus mit seinen Einstellungen gegenüber dem Lateinischen und den Volkssprachen repräsentiert. Das zeitigt Unterschiede in der Argumentation. Nach Aussage des Liutbert-Briefes wird das Fränkische in allen angesprochenen Bereichen – Schreibung, Reimtechnik, Metrik, Syntax, Morphologie – für Otfrid dadurch ‚fehlerhaft‘, dass es sich den für das Lateinische geltenden Regeln entzieht. Was heute als dem Gegenstand unangemessene Betrachtungsweise gilt – eine normative, unflexible, unhistorische Bewertung zweier Objekte, die auf deren Unterschiede keine Rücksicht nimmt –, erklärt sich für den lateinisch gebildeten Kleriker nicht nur durch die theologische Präferenz der ‚heiligen‘ Sprache Latein, sondern vor allem durch ihre wissenschaftliche und kulturelle Dominanz; letztere wird sich bekanntlich noch für Jahrhunderte halten, auch wenn sie zuletzt nur noch theoretische Geltung hat. „Otfrid hatte nicht die Ambition, eine deutsche – besser: südrheinfränkische – Orthographie festzulegen und sie systematisch zu beschreiben, sondern wollte sich vor den Blicken der gelehrten, lateinisch schreibenden Welt rechtfertigen [...]“ (Kartschoke, S. 24) Er ist in der deutschen Literatur seiner Zeit „ein Beispiel dafür, wie man sich im Einzelfall [...] auch ein System zurechtzulegen versuchte. Solche Schreibsysteme schlossen sich notwendigerweise an die erlernten und geläufigen Regeln der lateinischen Sprache (‚Grammatik‘) und der in ihr üblichen Lautzeichen an, mußten von ihnen jedoch abweichen, wo die phonetische Gestalt der gesprochenen Sprache sich allzusehr vom Lautcharakter des schulmäßig erlernten Latein[s] unterschied.“ (ebd., S. 25) Daneben gibt es im Liutbert-Brief nur noch eine zweite Argumentationsebene, die religiöse, von der aus aber dann die bildungsästhetischen Argumente entkräftet werden: *Gleich-*

wohl bleibt es Pflicht aller Menschen, auf jede erdenkliche Weise, in verderbter wie in einer durch eine einwandfreie Grammatik gepflegten Sprache, den Schöpfer aller Wesen zu preisen, ihm, der ihnen das **Instrument der Sprache** verliehen hat, damit sie sein Lob erschallen lassen; der sich (von uns) nicht glatte Schmeichelreden, sondern fromme Gesinnung und die Fülle frommer Werke, nicht den leeren Dienst der Lippen wünscht (s.o.). In seiner deutschen Vorrede argumentiert Otfrid vielschichtiger: ebenfalls religiös und ästhetisch, daneben aber noch literaturgeschichtlich und politisch: 1. Aus der Tatsache, dass schon ‚viele Völker‘ (*managero thioio*; I, 11) in ihrer eigenen Sprache Literatur verfasst haben, ergibt sich das Recht der Franken, dies ebenfalls zu tun. 2. Eine eigenständige fränkische Literatur ist angesichts der sonstigen Leistungen der Franken, vor allem auf religiösem, militärischem und wirtschaftlichem Gebiet, eine Komplettierung dessen, was die Bedeutung des ostfränkischen Reiches zu repräsentieren imstande ist. 3. Da Otfrids Text religiös ist, ergibt sich ferner als Argument für seine Existenz, dass durch ihn nun auch die Franken die Möglichkeit haben, Gott in ihrer *zungun, in frenkisgun* (I, 125. 126) zu loben; denn es sei ja nicht einzusehen, dass *Frankon einon daz biwankon / ... gotes lob singen* (‚als einzige darauf verzichten, Gottes Lob [sc. in ihrer eigenen Sprache] zu singen‘; I, 33f.); das ist nicht einfach die Aufhebung des ästhetischen Arguments durch das religiöse nach dem Zweck-Mittel-Prinzip, sondern eine Verbindung von religiöser und politischer Funktionalität. 4. Otfrid stellt Literatur als etwas ‚Schönes‘ dar; dafür, dass fränkische Texte schön sind, bringt die Sprache die Voraussetzung mit, dass sie zwar schlicht, aber *durch Regeln formbar* ist (I, 35ff.); und nach der mittelalterlichen Ästhetik kann es keine Schönheit ohne Regelmäßigkeit geben.

Diese Argumente stehen in einem geschickt arrangierten Gefüge. Das literaturgeschichtliche Argument betont zunächst nur, dass es nichts Ungewöhnliches ist, in der eigenen Sprache zu schreiben. Das ästhetische besagt darüber hinaus, dass die fränkische Sprache prinzipiell für Literatur *geeignet* ist. Das politische und das religiöse Argument verdeutlichen, dass eine eigene fränkische Literatur *wünschenswert und nützlich* ist. Zwischen den verschiedenen Argumentationsebenen ergibt sich also ein enges Beziehungsgeflecht: Die militärischen Erfolge der Franken und ihr Reichtum sind ein Zeichen dafür, dass sie von Gott begünstigt sind – *allaz thaz sies thenkent, sie iz al mit gote wirkent / ni duent sies wiht in noti ana sin girati* (‚alles, wonach die Franken trachten, das wirken sie ganz mit Gott, / sie tun nicht das Kleinste ohne seine Hilfe.‘ Otfrid I, 105f.); mithin kann dies also auch für das Vorhaben gelten, fränkische Schrifttexte zu verfassen, und eine religiöse fränkische Literatur ist ein weiteres Kennzeichen ihrer Frömmigkeit. Otfrid verfasst mit der Evangelienharmonie aber nicht nur einfach irgendeinen religiösen Text, sondern liefert Paraphrasen *biblischer* Texte. Und ob man dies in einer Volkssprache, also einer anderen als einer der drei ‚heiligen‘ Sprachen darf, ist während des gesamten Mittelalters höchst umstritten; die Frage wird auch nie grundsätzlich gelöst, sondern nur durch die Praxis: Biblische Texte sind trotz der immer wieder vorgebrachten Bedenken immer wieder in Volkssprachen übersetzt worden. Die drei genannten Sprachen sind ‚heilig‘, weil gemäß der These von der sog. Verbalinspiration Gott die Verfasser der biblischen Texte und auch diejenigen, die die Originaltexte ins Lateinische übersetzt haben (also vor allem den Hl. Hieronymus, der die Vulgata verfasst hat), *wörtlich* dazu inspiriert hat. Also handelt es sich bei diesen Sprachen um solche, in denen Gott selbst sich artikuliert hat, und eine Wiedergabe biblischer Texte in einer Volkssprache könnte als Blasphemie ausgelegt werden. Hier erhalten das religiöse und das ästhetische Argument ihre besondere Funk-

¹¹ *Sed omnia in mensura et numero et pondere disposuisti.* (Sap 11₂₀).

tion: Was dem Lob Gottes dient, kann nicht blasphemisch sein. Und dass die fränkische Sprache sich Regeln fügt, beweist auch für sie einen göttlich inspirierten Charakter. Denn Regelhaftigkeit ist durch Gott in die Welt gekommen; er hat nämlich alles von ihm Geschaffene ‚durch Maß, Zahl und Gewicht geordnet‘.¹¹

Zur Phonem-Graphem-Beziehung führt bei Otfrid allein das ästhetische Argument, und es war offenbar problematischer, als er es in seiner deutschen Vorrede handhabt. Denn im Widmungsschreiben an Erzbischof Liutbert von Mainz geht es, was die Qualität der fränkischen Sprache betrifft, ganz anders zur Sache. Trotzdem kann man Vorrede und Brief nicht in ein Gegensatzverhältnis ‚für laikale Adressaten‘ – ‚für klerikale Adressaten‘ stellen. Auch die Vorrede hat eine lateinische Überschrift, und vor allem enthält sie neben den politischen Rechtfertigungen, die auf ein weltliches Hofpublikum gezielt gewesen sein könnten, in den kunsttheoretischen Apologien Argumente, die nur einem Kleriker verständlich gewesen sein dürften: Dass Regelhaftigkeit einer Sprache Vorbedingung für ihre Schönheit sei, ist ebenso ein Bildungsargument wie der Verweis auf die Literatur der *Kriachi* und *Romani* (Otfrid I, 10), die für verschriftete Dichtung in der jeweils eigenen Sprache als Vorbilder genannt wird; denn die Kenntnis griechischer und lateinischer Literatur kann im 9. Jh. nur bei denen vorausgesetzt werden, die sie in ihren Bibliotheken aufbewahren, exzerpieren und in gewissem Umfang tradieren – den Klerikern, speziell den Mönchen. Ferner ist das Schreiben an Liutbert ja eines, das einem Widmungsexemplar des Evangelienbuches beigelegt hat; auch dem hohen Kleriker wird also der Text in der Volkssprache präsentiert, und damit enthüllt sich die Invektive gegen das Fränkische zumindest teilweise als rhetorische Übertreibung bzw. ein *humilitas*-Topos. Zusätzlich schafft das Evangelienbuch sozusagen einen Unterschied zwischen einem Fränkisch ‚vor Otfrid‘ und dem Fränkisch, das mit dem Evangelienbuch zu existieren beginnt. Das gegenwärtige vorschriftliche Fränkisch wird aufgewertet durch die Entdeckung der ihm impliziten Regelhaftigkeit; die künftige *Schriftsprache* Fränkische wird prinzipiell aufgewertet durch ihre latenten politischen, religiösen und repräsentativen Funktionen; das Schriftfränkisch des Evangelienbuches ist konkret aufgewertet worden durch die Normierungen, die Otfrid an ihm vorgenommen hat – und die betreffen auch die Schreibung. Dies könnte ein Grund dafür sein, dass Otfrid sich detaillierter zur Phonem-Graphem-Beziehung äußert als Notker:

Notker stellt seine deutschen Schriften in den Dienst der Ausbildung von Laien zu Klerikern, aber in einem prinzipiell nicht weniger als bei Otfrid begrenzten Kreis von Rezipienten, der allerdings angesichts personeller Fluktuation und Mobilität im St. Galler Mönchtum ein gewisses Multiplikatorenpotential besessen hat; sein theoretisches Rasonnement über das propädeutische Übersetzungsschrifttum findet sich dann wieder in einem Schreiben an einen Mit-Kleriker. Er überblickt seine Adressaten, nämlich die Schüler, denen er mit seinen Übersetzungen Lernhilfen anbietet, recht genau. Die Hinweise auf Schreibkonventionen im Brief an Hugo von Sitten sind minimal (Akzentsetzung); der Adressat hat noch keine deutschen Texte Notkers in Händen, muss daher nicht systematisch über Probleme und Problemlösungen informiert werden. Seinen Schülern konnte Notker die verwendeten Regelungen im Unterricht erklären; dass eine systematische Einführung nötig war, kann man bezweifeln. Die deutschen Texte hatten eine Hilfsfunktion, besaßen also keinen Selbstwert. Eben aus diesem Grund muss Notker aber auch das Deutsche nicht mehr kritisieren. Obwohl die ästhetischen, wissenschaftlichen und religiösen Optionen für das Lateinische sich gegenüber der Zeit Otfrids nicht verändert haben, lohnt eine diesbezügliche Kritik in diesem Fall nicht, weil das Verhältnis zwischen lateinischen Originalen

und deutschen Übersetzungen zum Gebrauch von Schülern die Hierarchie zwischen den beiden Sprachen von vornherein klarstellt. Trotzdem erfolgt aber eine enorme Aufwertung über die Bemerkung, man könne muttersprachliche Texte schneller und genauer begreifen; Notker gibt, gerade im Vergleich zu Otfrid, dem Übersetzen eine neue Funktion: „Otfrid spricht [...] von der *barbaries* der deutschen Sprache [...], für Notker hingegen ist Deutsch bereits eine Sprache, die sich für Dichtung und Wissenschaft eignet“ (Wolf, S.70). Für überzogen halte ich allerdings die Behauptung, Notker übersetze „ins Deutsche, um Deutsch zu schreiben, nicht um zur lateinischen Ausgangssprache hinzuführen“ (ebd.); Notkers Formulierung, er habe gewollt, dass durch die Übersetzungen seine *Schüler* zu den von ihm genannten Schriften Zugang hätten, ist eigentlich deutlich genug. Die Folge ist allerdings wieder gleich: „lateinisch Gedachtes muß in deutsch Gedachtes umgesetzt werden“ (Wolf ebd.). Dies aber wiederum grenzt Notker zwar von Glossatoren und den Herstellern von Interlinearversionen ab, keinesfalls jedoch von Otfrid: Auch dieser will ja mit seinem Evangelienbuch nicht „zur lateinischen Ausgangssprache“ zurückführen – weniger vielleicht sogar als Notker. Denn sowohl dessen Äußerungen im Brief an Hugo als auch seine praktische Übersetzungsarbeit demonstrieren natürlich, dass die religiös und wissenschaftlich *verbindlichen* Texte die lateinischen sind. Das Evangelienbuch dagegen existiert für sich selbst (neben der Sprache macht es vor allem die *Form* distinkt); bei Notkers Übersetzungen ist dies nicht der Fall: Sie sind gedacht für Benutzer, die sie irgendwann einmal nicht mehr benötigen.

Hus muss volkssprachliche Schriftlichkeit, auch was religiöse Texte betrifft, angesichts ihrer zwischenzeitlichen Institutionalisierung durch die Praxis nicht mehr grundsätzlich rechtfertigen. Mit der *Orthographia Bohemica* fängt er nicht mehr wie Otfrid und Notker nahezu bei Null an; es geht ihm um eine Verbesserung des erreichten Status quo, um eine Beseitigung *erkannter* und auch anderen *bekannter* Probleme der Phonem-Graphem-Beziehung. Die Schrift ist aber, wie schon aus der Tatsache ersichtlich ist, dass sie lateinisch verfasst wurde, an ein gebildetes Publikum gerichtet, vermutlich an Schreiber:

Die Orthographia Bohemica enthält immer wieder Beweise dafür, daß sie nicht aus rein theoretischem Interesse verfaßt ist, sondern unmittelbar praktischen Zwecken dient; ihr Vf. will, daß die Tschechen, die er ausdrücklich anredet, sich nach ihr richten. Es muß also plötzlich großer Bedarf an tschechischen Schreibern aufgetreten sein, die tschechische Schriften nach Diktat oder Vorlage rasch und in großer Zahl schreiben sollten. Diese Lage war gegeben, als Hus im Zusammenhang mit dem Interdikt im Herbst 1412 Prag freiwillig verließ [...]. (Schröpfer, 13f.)

Anders als Otfrid und Notker, die von ihren jeweiligen Vorgängern nichts wissen konnten oder wollten (vgl. Notkers Formulierung „etwas nahezu Ungewöhnliches“), sich aber offensichtlich auch nicht direkt mit der Frage möglicher Nachfolger beschäftigen, will Hus, dass seine Regelungen Schule machen. Otfrid und Notker beschreiben, welche Schwierigkeiten *sie* bei der Verschriftlichung hatten und wie *sie* diese gelöst haben. Hus beschreibt, welche Schwierigkeiten die *bisherige* Verschriftlichung des Tschechischen bereitet und wie er sie grundsätzlich so zu lösen versucht hat, dass alle, die in Zukunft Tschechisch schreiben, dies so tun können, dass sie verstanden werden. Dass er auf potentielle bzw. geradezu erwünschte Rezipienten und Nachfolger Rücksicht nimmt, zeigt seine Äußerung, er wolle kein neues Schriftzeichen einführen, weil dies die Menge des zu Lernenden vergrößere und eine nachträgliche Umkorrektur des bisherigen Schrifttums ‚schwer‘ sei (s.o.). Wenn man ‚schwer‘ (im Orig.: *propter grauitatem addiscendi et liberos variandi*; Schröpfer S. 63) wörtlich nimmt, ist diese Äußerung besonders interessant: Im Prin-

zip scheint eine nachträgliche Korrektur des vorhandenen volkssprachlichen Schrifttums durchaus noch vorstellbar zu sein, nur wäre sie angesichts der bisher erreichten Menge alles andere als problemlos zu bewältigen. Die Gründe dafür, dass es möglich ist, den Gedanken überhaupt zu äußern, ein neues zusätzliches Schriftzeichen könnte in die bereits existierenden Texten nachträglich eingearbeitet werden, resultieren aus den spezifischen Gegebenheiten der damaligen Manuskriptkultur: 1. Die Gesamtmenge des vorhandenen Schrifttums ist immer noch *relativ* begrenzt. 2. Die meisten handschriftlichen Texte sind immer noch Unikate; man müsste also nicht wie in einer Printkultur mehrere bis viele identische Exemplare eines Textes durchkorrigieren, sondern könnte sich auf das Original und allenfalls ein paar Abschriften beschränken. 3. Aus der relativen Begrenztheit der Menge des Gesamtschrifttums resultiert eine bessere Überschaubarkeit, so dass der Zugriff auf das potenziell zu Korrigierende erleichtert wird. 4. Die Gesamtmenge des Schrifttums, das für eine Korrektur in Frage käme, reduziert sich aber noch weiter, nämlich dadurch, dass strenger nach Wichtigem und Unwichtigem unterschieden wird – natürlich nach den jeweiligen Maßstäben. Eine solche Unterscheidung entfällt auch heute nicht; aber im Bildungsbereich kann selbst der trivialste Text noch Wirkung entfalten dadurch, dass er viele Rezipienten hat, und hier besonders hinsichtlich der Einprägung der Orthographie durch Lesen in breiteren Rezeptionskreisen.

So verschieden die Intentionen der drei Autoren waren, so ähnlich ist doch die Grundlage, von der aus sie zu ihren Lösungsversuchen kommen: Sie gehen empirisch vor. Am wenigsten deutlich wird das noch bei Notker. Aber schon die Dezipiertheit seiner Aussage, man begreife in der eigenen Sprache schneller als in einer fremden, deutet in Richtung auf Erfahrungswissen, und die aus seinen Texten rekonstruierbaren Regelungen des ‚Anlautgesetzes‘ (s.o.) machen deutlich, dass er den sprechsprachlichen Usus seiner Zeit und seiner Umgebung analysiert haben muss. Otrfrids empirische Grundlagen werden deutlich an seiner expliziten Aussage: *Wir können, wenn wir genau darauf achten, feststellen, dass wir auch beim Sprechen sehr oft so verfahren* (s.o.). Besonders aussagekräftige Beispiele dafür, wie Schwierigkeiten Lösungen provozieren und dabei Sprachbewusstsein erzeugen, sind der deutsche u-Umlaut und der w-Laut, der früher ähnlich wie das engl. [w] geklungen hat, also nicht wie das heutige, durch /w/ repräsentierte [v]: Während im Lateinischen der a- und der o-Umlaut (letzterer allerdings nur in Fremdworten aus dem Griechischen) durch die Kombination des Grundlautes mit /e/ wiedergegeben wurde (/ae/, /oe/), war eine Bezeichnung des u-Umlautes nicht nötig, weil dieser in der lat. Sprache nicht existierte. Also musste man sich im Deutschen behelfen, und man machte dies, indem man /u/ mit /i/ kombinierte (Schreibung: /iu/ oder seltener /ui/). Und die Wiedergabe des german. w-Lautes erfolgte bekanntlich in Form des Nebeneinandersetzens zweier /v/, wobei man sich den Umstand zu Nutze machte, dass das lat. /v/ sowohl den Vokal [u] als auch den labiodentalen Konsonanten [v] bezeichnen konnte. Beide Lösungen machen, wenn man sich die anatomisch-physiologischen Grundlagen der Bildung der Laute vergegenwärtigt, durchaus Sinn. Wer immer diese Regelungen eingeführt hat, muss also phonologisch experimentiert und danach theoretisiert haben (Otrfid: *Denn manchmal verlangt sie [= die Schreibung des Fränkischen] wie ich vermute, drei u, beim Sprechen sind dann die beiden ersten, wie mir scheint, Konsonanten, während der dritte ein Vokal bleibt*). Und bei Hus wird die Lautbildung schon sehr genau beschrieben (s.o.: ... *wird gebildet, indem im Mundraum die Zunge vom Gaumen entfernt wird* usw.). Eine in unserem Sinn systematische sprachwissenschaftliche Grundlegung der beschriebenen Phänomene findet in den Texten, in denen Otrfid und Notker ihre diesbezüglichen Äußerungen machen, natürlich nicht

statt. Hus' Hauptquellen für sprachliche und sprachwissenschaftliche Kenntnisse waren Alexander de Villa Dei, Aelius Donatus, Bartholomaeus Claretus de Solencia, Priscian, Isidor, Vincentius Bellovacensis sowie die Schriften Augustins und des Hl. Hieronymus (Schröpfer, 19). Rein zeitlich gesehen hätte vieles davon auch schon von Otfrid und Notker für eine systematischere Fundierung genutzt werden können; von ihrer Rezeption bemerkt man in den Texten, in denen sie sich mit Lautung und Schreibung des Deutschen bzw. Fränkischen beschäftigen, so gut wie nichts. Erkennbar sind, besonders bei Otfrid, solche Grundlegungen jedoch immer da, wo er vom Lateinischen ausgeht und den Widerstand des Fränkischen gegen die Regeln der *grammatici* betont.

Mit ‚phonetischer Basisempirie‘ wie Otfrid und Notker musste Hus sich angesichts der längeren und ausgeprägteren Schreibtradition des Tschechischen in seiner Zeit nicht mehr beschäftigen. Er setzt sich aber mit einer Tradition von Schreibregelungen auseinander und beschreibt Zustände, die im Kern aktuell geblieben sind: Uneinigkeit zwischen Fachleuten, Erschwernis der Aussprache durch verwirrende Schreibung, aus Schreibinkonsequenzen oder der Nichtexistenz von Regelungen folgende Schreibfehler. Auffällig ist besonders eine ansatzweise Umwertung des Stellenwerts des Lateinischen. Eine Volkssprache gilt nicht mehr als medioker, weil sie sich nicht den aus dem Lateinischen abgeleiteten Regeln fügt (Otfrid), sondern *das lateinische Alphabet (kann) für die Schreibung der tschechischen Sprache nicht ausreichen* (s.o.). Je nach Aufgabenstellung hat also auch das lateinische Defizite. Eine gewisse Fixierung auf das Lateinische ist nur noch rudimentär zu erkennen; so wird die rein deskriptive Aussage, der tschechische ch-Laut komme auch *in Verbindung mit Vokalen im Inlaut vor* und lasse *ohne Vokal Silben oder ganze Wörter entstehen*, nur noch durch das zwischengeschaltete *ja sogar*¹² *gegen die Regel der Lateiner* erkennen, an welcher Sprache auch noch zur Zeit Hus' Schreiben und Lesen gelernt wurde. In dieser Zeit besaß die tschechische Sprache „35 phonologisch relevante Konsonanten“ (Schröpfer, 22). Im Lauf des 14. Jhs. hatten Veränderungen im Lautsystem eingesetzt, die im 15. und 16. Jh. abgeschlossen wurden. Die meisten dieser Lautveränderungen scheinen in der Region um Prag, also in Mittelböhmen entstanden zu sein. Hus stammte aus dem sprachlich konservativeren Südböhmen und war daher vielleicht diesen Neuerungen gegenüber besonders aufmerksam. Einen akuten Anlass fand sein Interesse an einer Reform der tschechischen Rechtschreibung wohl darin, dass er seit seiner Exkommunikation (1410) und der Verhängung des großen Kirchenbanns über ihn (1412) nicht mehr im bisherigen Umfang persönlich öffentlich wirken konnte: Vorher Priester, Prediger an der Prager Bethlehemskapelle, die eigens für Predigten in Tschechisch errichtet worden war, unterstützt vom Prager Erzbischof und gewählter Rektor der Prager Universität nach dem Kuttenberger Dekret (1409), zog er sich 1412-14 auf die Burg Kozi zurück, wo er zwar noch der Landbevölkerung predigen konnte, vor allem aber nun den Großteil seiner Schriften in tschechischer Sprache verfasste (s. Macek, 230f.; vgl. Schröpfer, 13, 23). Diese waren offensichtlich auf Breitenwirkung angelegt, und um genau verstanden zu werden, waren die bisherigen unsystematischen Versuche zu einer Abbildung tschechischer Phoneme durch lateinische Grapheme durch ein sichereres und einheitlicheres System zu ersetzen.

¹² Lat. *immo* hat verschiedene Funktionen: hervorhebende (‚fürwahr‘), bestätigende (‚aber gewiss doch‘), zurückweisende (‚im Gegenteil‘) und steigernde (‚ja sogar‘). Schröpfer entscheidet sich in seiner Übersetzung für die steigernde; aber auch wenn Hus eine der drei anderen gemeint haben sollte, wird auf jeden Fall deutlich, dass für ihn dort, wo er sprachwissenschaftlich denkt, das Lateinische nicht mehr die Bewertungs-, aber doch die Beschreibungsgrundlage ist.

Otfrid, Notker, Hus: Der Einfluss der Kontexte

Bei Otfrid sind die Volkssprachen noch schlecht beleumundet, bei Notker selbst nicht mehr, aber bei ihrem schriftlicher Gebrauch für religiöse und wissenschaftliche Zwecke rechnet er mit einem ‚Zurückschrecken‘ vor Ungewöhnlichem; für Hus hat dieses Problem anscheinend jede Relevanz verloren. Schwerpunkte und Ausmaß der Beschäftigung mit Rechtschreibproblemen bei den drei Autoren sind eindeutig durch den jeweiligen Zweck und den jeweils zeitgenössischen Standard bedingt. Die Funktion der Texte war verschieden: Otfrid rechtfertigt mit der fränkischen Vorrede und dem Liutbert-Brief einen Text, der religiöse und repräsentative Funktionen hat. Aus Notkers Schreiben an Hugo geht hervor, dass seine deutschen Schriften ihre wesentliche Funktion in der Vermittlung wissenschaftlicher oder wissenschaftlich genutzter Literatur besitzen; deutlich wird allerdings auch die besondere Rolle, welche die Muttersprache beim Lernen und Verstehen besitzt. Hus' *Orthographia Bohemica* vermittelt ebenfalls weniger selbst Lerninhalte, sondern bereitet hauptsächlich den Weg für orthographische Verfahren vor, die das Verständnis anderer Texte erleichtern – aber nicht Schriften in einer Sprache, die zu inhaltlich identischen Texten in einer fremden Sprache hinführen sollen. Im Gegensatz zu Otfrid und Notker ist die *Orthographia Bohemica* auf extensive Rezeption und langanhaltende Dauer ihrer Wirkung angelegt. Alle drei Autoren stützen sich nicht nur auf die Tradition, sondern entwerfen aktiv neue Regelungen; aber die Tradition volkssprachlichen Schrifttums, auf das sie sich beziehen, ist bei Hus viel breiter und älter. Daher kann er sich nicht nur auf sie stützen, sondern muss sich auch mit ihr kritisch auseinandersetzen. Dadurch wird er zu einer größeren Systematik gezwungen gewesen sein. Auch Notker zeigt Systematik – aber diese muss aus seinem Usus herausdestilliert werden und wird nicht von ihm selbst entwickelt;¹³ und Otfrids ‚Systematik‘ ist eine nur auf einen einzigen Text beschränkte, die daher auch gar nicht in die Situation gerät, sich mit konkurrierenden Schreibsystemen auseinandersetzen zu müssen.

Kontexte der neuen deutschen Rechtschreibung?

Aus den bisherigen Befunden wäre vielleicht zu folgern, dass ein Mangel an Kontexten oder zumindest ein Mangel an genügend *relevanten* Kontexten Änderungen der Rechtschreibung nur schwer durchsetzbar macht. Vielleicht kann man diese Erkenntnis auf die Querelen um die neue deutsche Rechtschreibung, ihre Nichtabgeschlossenheit und die Tatsache, dass manche sich ihr bewusst entziehen, anwenden. Möglicherweise waren bzw. sind hier nämlich die Schwierigkeiten zu einem Teil auch dadurch bedingt, dass der dahinter stehende gesellschaftliche Impetus zu schwach war oder dass sich gegenteilige gesellschaftliche Interessen gegenseitig blockiert und neutralisiert haben:

Im Unterschied zum Mittelalter ist Rechtschreibung heute nicht ins Belieben weniger Experten gestellt, sondern hat es gleichsam mit einer ‚Gesellschaft von Experten‘ zu tun – jeder glaubt, bei diesem Thema mitreden zu können, weil (fast) jeder schreiben und lesen kann; bloße Schreib- und Lesefähigkeit haben nichts mehr mit Wissenschaft zu tun, Schreiben und Lesen wurden aus dem *trivium* ins ‚Triviale‘ abgedrängt. Die heutige Gesellschaft ist aber auch keine

¹³ Ebenfalls nicht theoretisch entwickelt, aber noch sehr viel weiter gehend ist die Systematik, die sich in den *Isidor*-Texten zeigt; diese bieten „ein konsequentes ‚Orthographiesystem‘“ mit der „fürs Althochdeutsche wahrscheinlich ... konsequenteste[n] ‚Verwirklichung orthographischer Prinzipien‘, deren ‚regelmäßige Verwendung ... folgerichtig ... angestrebt wird.“ (Wolf, S. 73; zit. wird Matzel, S. 179).

mehr, in der für Wissenschaft fraglos nur *eine* Elite zuständig wäre, sondern eine Gesellschaft, in der die wissenschaftliche Elite einerseits in wesentlichen Fragen der Rechtschreibung selbst gespalten ist und in der diese wissenschaftliche Elite es andererseits akzeptieren muss, dass die politische Elite und die Elite unter den *Anwendern* einer potenziellen Reform (vor allem Verlage und Journalisten) sich ‚einmischen‘. Außerdem sind heute mit einer Rechtschreibreform keine *grundlegenden* Probleme mehr zu bewältigen: Die deutsche Sprache ist schon lange verschriftlicht, die Hauptprobleme sind erkannt, manche wurden auch schon gelöst. Übrig geblieben sind Probleme geringerer Bedeutung, die ganz banalen Schreib‘*schwierigkeiten*‘, banal zwar nicht für Erstler/innen, aber für alle, die bereits im Besitz von Schreib- und Lesefähigkeit sind und in deren Anwendung einige Routine besitzen; und trotz der Tatsache, dass Schreib- und Leseroutine in unserer Zeit insgesamt zurückgehen, befindet sich die letzte Gruppe doch immer noch fraglos in der Mehrheit. Diese Mehrheit hat, eben weil sie Routine und damit die Fähigkeit besitzt, bei Uneindeutigem durch Substitution schnell und fast automatisch auf das ‚Richtige‘ zu kommen, keinen Bedarf an einer Reform, die so weit zu gehen scheint wie die neue deutsche Rechtschreibung. Diese geht natürlich eigentlich gar nicht so weit, weil sie sich im Wesentlichen auf einige wenige Prinzipien bzw. Prinzipientausch reduzieren lässt. Aber in der Öffentlichkeit fallen nicht die Prinzipien auf (sie sind meist sogar überhaupt nicht bekannt), sondern die beträchtliche Zahl von Einzeländerungen, die sich aus ihnen ergeben. Weil diese Einzeländerungen in höchstem Maße gewöhnungsbedürftig sind, sperrt sich die Mehrheit dagegen; Zustimmung oder Ablehnung wird hier ja stets von denen erbracht, die bereits schreiben und lesen können und für die im Rückblick das Erlernen dieser Fähigkeiten als durchaus bewältigbar erscheint. Der Widerstand kann heute so stark sein, weil gegenüber den wie im Mittelalter von ‚oben‘ gesetzten Regelungen *anders* als im Mittelalter von den Nicht-Eliten ein eigener Usus als Gegenkonzept ins Feld geführt werden kann. So ist denn die neue deutsche Rechtschreibung keine Lösung aus einem Guss, sondern eine über lange Zeit entstandene Kompromisslösung mit Einflüssen der verschiedensten Seiten und entsprechenden Inkonsequenzen. Die neue deutsche Rechtschreibung hatte nicht zum Ziel, die Gesellschaft zu literarisieren; das war schon längst erreicht worden. Sie musste auch nicht mehr die grundsätzliche Verwendung eines fremden Alphabets für die eigene Sprache etablieren. Was an Zielen übrig blieb – Beseitigung einiger Inkonsequenzen herkömmlicher Regelungen und Erleichterung einiger Schwierigkeiten für Erstler/innen – reichte nicht aus, um die Gesellschaft von ihrer Notwendigkeit zu überzeugen. Es fehlten genügend relevante Kontexte. Deshalb wohl hat die neue deutsche Rechtschreibung sich noch nicht durchgesetzt. Die deutsche Schriftsprache ist heute (jedenfalls *noch*) so fest etabliert, dass grundlegende Reformen an ihrem System nicht mehr nötig sind, um sie als ein aktives und praktikables Graphemrepertoire am Leben zu erhalten; die Einzelheiten der letzten Rechtschreibreform wurden aber von vielen als Systemänderungen aufgefasst und deshalb für unnötig oder sogar für kontraproduktiv gehalten, weil sie den als positiv empfundenen Zustand der Etabliertheit zu bedrohen scheinen.

Literatur

- Bach:** BACH, ADOLF: *Geschichte der deutschen Sprache*. 9., durchges. Aufl. Wiesbaden: VMA o.J.
- Backes:** BACKES, HERBERT: Art. ‚4. N[otker] Labeo‘. In: *LexMA* (s.d.) Bd. 6, Sp. 1291-1292.
- Bertau:** BERTAU, KARL: *Deutsche Literatur im europäischen Mittelalter*. Bd. I: 800-1197. München: Beck 1972.
- de Boor:** DE BOOR, HELMUT: *Von Karl dem Großen bis zum Beginn der höfischen Dichtung. 770-1170*. Bearb. von HERBERT KOLB. München: Beck 1979 (Gesch. d. dt. Lit. von den Anfängen bis zur Gegenwart. 1).
- Erb:** ERB, EWALD: *Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis 1160*. Berlin: Volk und Wissen VE Verlag 1976 (Geschichte d. dt. Lit. von den Anfängen bis zur Gegenwart. I,1).
- Ernst:** ERNST, ULRICH: Art. ‚Otfrid v. Weißenburg‘. In: *LexMA* (s.d.) Bd. 6. Zürich, München: Artemis 1993, Sp. 1557-1559.
- Fröhlich:** FRÖHLICH, JÜRGEN: *Bernhard Hirschvelders Briefrhetorik (Cgm 3607). Untersuchung und Edition*. Bern: Lang 2003 (Deutsche Literatur von den Anfängen bis 1700. 42).
- Gentry:** GENTRY, FRANCIS G.: „Von der karolingischen Kulturreform bis zur Rezeption der höfischen Literatur Frankreichs.“ In: *Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte*. Hrsg. von HORST ALBERT GLASER. Bd. 1: *Aus der Mündlichkeit in die Schriftlichkeit: Höfische und andere Literatur 750-1320*. Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Verlag 1988.
- Haubrichs:** HAUBRICHS, WOLFGANG: *Die Anfänge: Versuche volkssprachlicher Schriftlichkeit im hohen Mittelalter (ca. 700-1050/60)*. Frankfurt/M.: Athenäum 1988 (Gesch. d. dt. Lit. von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit. I,1).
- Hellgardt:** HELLGARDT, ERNST: „Notkers des Deutschen Brief an Bischof Hugo von Sitten.“ In: *Befund und Deutung. Zum Verhältnis von Empirie und Interpretation in Sprach- und Literaturwissenschaft. Hans Fromm zum 26. Mai 1979 von seinen Schülern*. Hg. von KLAUS GRUBMÜLLER und MARGA REIS. Tübingen: Niemeyer 1979, S. 169-192.
- Hermann:** HERMANN, RAINER: „Drei Buchstaben zu wenig. Die Kurden in der Türkei fordern ein X, W und Q im Alphabet.“ In: *FAZ* Nr. 252, 30.10.2003, S. 10.
- Hus, Orth. Boh.:** Hus, Jan: *Orthographia Bohemica*. In: SCHRÖPFER (s.d.), S. 58-91.
- Kartschoke:** KARTSCHOK, DIETER: *Geschichte der deutschen Literatur im frühen Mittelalter*. München: dtv 1990 (Gesch. d. dt. Lit. im Mittelalter. 1).
- LexMA:** *Lexikon des Mittelalters*. [Wechselnde Hgg.]. 9 Bände und Registerband. Zürich, München: Artemis und Winkler; Stuttgart, Weimar: Metzler 1980-1999.
- Macek:** MACEK, JOSEF: Art. ‚Hus, Johannes (Jan)‘. In: *LexMA* Bd. 5. Zürich, München: Artemis 1991, Sp. 230-231.
- Matzel:** KLAUS MATZEL: „Karl der Große und die lingua theodisca.“ In: *Rheinische Vierteljahrsblätter* 34, 1970, S. 172-189.
- Otfrid:** *Otfrids Evangelienbuch*. Hrsg. von OSKAR ERDMANN. 6. Aufl. bes. von LUDWIG WOLFF. Tübingen: Niemeyer 1973 (ATB. 49). (Zahlenangaben in Zitaten bezeichnen Buch, Kapitel und Verse in der Ausgabe.)
- Otfrid, Ad Liutbertum:** In Otfrid, S. 4-7. (Zahlenangaben in Zitaten bezeichnen die Seiten und Zeilen in der Ausgabe.)
- Piper:** *Die Schriften Notkers und seiner Schule*. Hg. von PAUL PIPER. Bd. I. Freiburg i. Br., Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1882 (Germanischer Bücherschatz. 8). Ebd. S. 859-861: Notkers Brief an Hugo von Sitten.
- Schlosser:** *Althochdeutsche Literatur. Mit Proben aus dem Altniederdeutschen*. Ausgew. Texte mit Übertragungen. Hrsg., übers., mit Anm. und e. Glossar versehen von HORST DIETER SCHLOSSER. Erw. Neuausg. Frankfurt/M.: Fischer 1989.

- Schröder:** SCHRÖDER, WERNER: Art. ‚Otfrid von Weißenburg‘. In: ²Vfl (s.d.) Bd. 7, Sp. 172-193.
- Schröpfer:** SCHRÖPFER, JOHANN: *Hussens Traktat „Orthographia Bohemica“. Die Herkunft des diakritischen Systems in der Schreibung slavischer Sprachen und die älteste zusammenhängende Beschreibung slavischer Laute*. Wiesbaden: Harrassowitz 1968 (Slavistische Studienbücher. IV).
- Sonderegger 1980:** STEFAN SONDEREGGER: „Gesprochene Sprache im Althochdeutschen und ihre Vergleichbarkeit mit dem Neuhochdeutschen.“ In: HORST SITTA (Hg.): *Ansätze zu einer pragmatischen Sprachgeschichte*. Tübingen: Niemeyer 1980 (Germanistische Linguistik 21), S. 132-147.
- Sonderegger ²Vfl:** SONDEREGGER, STEFAN: ART. ‚Notker III. von St. Gallen (N. Labeo; N. Teutonicus) OSB‘. In: ²Vfl (s.d.) Bd. 6, Sp. 1212-1236.
- ²VfL:** *Die Deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*. 2., völlig neu bearb. Aufl. [...] bes. von KURT RUH. 11 Bände. Berlin, New York: de Gruyter 1978 - 2001.
- Wolf:** WOLF, NORBERT RICHARD: *Geschichte der deutschen Sprache. Bd. 1: Althochdeutsch – Mittelhochdeutsch*. Heidelberg: Quelle & Meyer 1981 (UTB. 1139).